

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1902.



3983



Inhalt.

Müneprouben auf Kunstwerken	96	Goethe f. Siebeck.	
Ausländische Renten f. Renten.		Gründung, eine freisinnige	331
Balfour, Arthur James f. Notiz- buch 123, 166.		Handelsverträgliches	183
Bankiers und Juristen	537	Heraklit, von, zu Spinoza	508
Bauernlasten in Bayern f. Notiz- buch 169.		Herrnhaus, das preußische f. Notizbuch 81.	
Bella und Anna	129	Hilbebrandt, Oberlieutenant f. Notizbuch 253, 414.	
Bennigsen, Rudolf von f. Notiz- buch 288.		Höhenwahn	434
Bestien	491	Holland f. Notizbuch 416.	
Blühe	357	Humbert, Familie f. Notizbuch 214.	
Budde, die Aera	79	Impressionen f. Notizbuch 175.	
f. a. Notizbuch 255, 456.		Jubiläum, mein	278
Bund, der, der Landwirthe	234	Juristen f. Bankiers.	
Chamberlain als Erzieher	57, 104	Juristische Ferienkurse f. Ferien- kurse.	
China f. Kapitalismus.		Kaiser und Kanzler	297
Conried f. Notizbuch 88.		Kaiserrrede in Kaden f. Loö.	
Depositenbanken	205	Kaiserrrede in Emden f. Notizbuch 256	
Deutschland und die Schweiz	225	Kaiser Wilhelm II. f. Notizbuch 216	
Directoire	137	Kapitalismus in China	39
D'Israeli, Benjamin f. Notiz- buch 166.		Kreditanstalt, die	368
Dreibundvertrag f. Notizbuch 42, 292.		Kulturkampf	257
Dreimal	530	Kunst, Pariser	116
Eduard VII.	1	Landmann, bayerischer Kultus- minister f. Notizbuch 128.	
Effektenbanken f. Sozialismus.		Lauskanal, der	334
Eingang	377	Leviathan, der neue	240
Feinde, die, des Kaisers	337	Leber auf einer alten Laute	488
Ferienkurse, juristische	100	Lilien, von, träume ich	328
Fleischnoth	445	Linie, die	385
Gedächte, drei	198	Loö	49
Generalversammlungen, drei	409	Löhnungs Leiden	217
Geschichtswissenschaft f. Maßstäbe.		f. a. Notizbuch 293.	
Getreidepreise f. Notizbuch 83.		Mädchenhandel	177
Goldminen	119	Maßstäbe der Geschichtswissenschaft	12

- Mechanik, die, als Philosophie . 469
 Mensur, auf die! 359
 Merian, Hans 9
 f. a. Notizbuch 44.
 Millerand f. Notizbuch 86.
 Moral, ultramontane 457
 Morgan f. Notizbuch 88.
 Morgan-Truist, der 344
 North und Nina 497
 Numm von Schwarzenstein
 f. Notizbuch 455.
 Natur und Kultur 485
 Norddeutsche Allgemeine Zeitung
 f. Zeitung.
 Notzscheit, ein 71
 Notizbuch 42, 81, 29, 166, 208,
 251, 288, 414, 451.
 Nürnberg, Bochum, Doetmund . 248
 Orthmann, Jungfrau 156
 Othello, wie entstand 394
 Pariser Kunst f. Kunst.
 Philosophie f. Mechanik.
 Philosophie des Böbels 440
 Podbiczki, von f. Kauferanal.
 Posen 417
 f. a. Notizbuch 293.
 Rabbi Löw, vom hohen 73
 Renten, ausländische 493
 Reuter, Fritz f. Notizbuch 296.
 Richter, der weiße 31
 Rolandbrunnen f. Einzug.
 Salisbury, Robert Cecil f. No-
 tizbuch 123.
 Sanden, Prozeß f. Directoire.
 f. a. Notizbuch 208.
 Sanden-Verteidiger 163
 Sduglingheime 353
 Schmidt, Adolf 89
 Schudert 285
 f. a. Generalversamm-
 lungen.
 Selbstanzeigen 36, 113, 161, 237, 282
 329, 366, 408, 442, 535.
 Sexuelle Zwischenstufen f.
 Zwischenstufen.
 Siebels Goethe 27
 Situation und Sprache 265
 Sozialismus und Effektenbanken 309
 Spinoza f. Heraklit.
 Sterne, Grausame 277
 Stofsch, Albrecht von f. Notiz-
 buch 454.
 Telegraphie f. Wunder.
 Theater, das deutsche f. Notiz-
 buch 293.
 Tob, der, des Dichtungsthan . . 317
 Toleranz, freisinnige 448
 Toni, der rothe 200
 Trebertrocknung-Aktiengesellschaft
 f. Schmidt.
 Turin 522
 Ultramontane Moral f. Moral.
 Untersuchungsrichter, vor dem . . 482
 Vatican f. Notizbuch 211.
 Victor Emanuel III. f. Einzug.
 Virchow f. Notizbuch 451.
 Wagner-Denkmal f. Notizbuch
 416.
 Wagner-Frage, die 144, 189
 Walbeck, Benedikt f. Notizbuch
 251.
 Walbeck-Rouffean f. Notizbuch
 127, 176.
 Wangenheim, Freiherr von f. No-
 tizbuch 215.
 Weib 424
 Weltausstellung in St. Louis
 f. Notizbuch 124.
 Wesen, das, des Unendlichen . . 389
 Wohlthätigkeit, moderne 74
 f. a. 39. Band 392, 487.
 Wörishoffer f. Notizbuch 175.
 Wunder, ein, der Telegraphie . 153
 Zeitung, Norddeutsche Allge-
 meine 371
 Zwischenstufen, Sexuelle 425



Berlin, den 5. Juli 1902.

Eduard VII.

Am dem Trauerzug, der, vor vierzehn Jahren, der Leiche des Kaisers Friedrich vom Neuen Palais in die Friedenskirche folgte, schritt, ziemlich vorn, ein feister Blücher-Husar einher. Er sah müde aus; unmuthig und genirt wie Einer, der genöthigt war, einen fremden Rock anzuziehen, und nun schnell wieder in seine Kleider kommen möchte. Keine Husarenfigur; stramm saß der Atilla über einem stattlichen Bauch und über die Stirn rann aus dem Kopal in dicken Tropfen der Schweiß. Der Mann hatte in seinem Leben wohl noch nicht oft Wadenstiefel und enge Hosen getragen. Frau Base, die alle dem Königshaus Verwandten am Schnürchen hat, wispert der Nachbarin zu: „Der Prinz von Wales!“ Und schüchtern Andacht raschelt durch die Menge. Alte Potsdamer blicken finster, Ruhmen stecken tuschelnd die Köpfe zusammen und unter gesenkten Lidern blinzelt manches Jungfernauge Tantes Zeigfinger nach. Der also ist's ... Den hatten sie sich ganz anders vorgestellt, so zwischen Don Juan und Robert, dem Teufel, wie von den blitzenden Bretterritten Einen, deren wildem Werden kein Weiberherz widerstehen kann. Du lieber Himmel: ein behäbiger, dicker Herr, den jeder Stabsoffizier der Gardekavallerie bei Schönen ausstechen würde. Und, von fern wenigstens, der Schwester gar nicht ähnlich. Deren verhärmtten und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchteten Kopf kannten Alle, die nah bei Charlottenhof dem Einzug der Trauergäste zuschauten, hatte Jeder oft noch an heißen Vorsommertagen gesehen, wenn sie neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, durch den lenzlich prangenden Park fuhr, um den Kaiser, ihren Kaiser den Gas-

fern zu zeigen. Durch die straffe Haut sah der Betrachter die Nerven leben; und in dem stählern glänzenden Auge der kleinen Frau den ungebrochenen, zum Heußersten gerüsteten Willen. Des jüngeren Bruders nervus facialis schien unter Fettpolstern zu schlummern; und blicklos lagen, Glaskugeln gleich, die Augen in geräumigen Schädelhöhlen: die Fischaugen der Mutter. Viktoria und Albert. So hatten auch die Eltern geheißt. Und wie in deren Ehe die Frau stärker gewesen war als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der kleindeutsche Prinz, dessen Eitelkeit keinen höheren Wunsch kannte als den, unter Engländern ein Engländer zu scheinen, so war auch in diesem Geschwisterpaar der Wille des Weibes Theil. Im Salonganzug, unter dem neusten Modellschuh de haute forme sah Albert Eduard besser aus als bei der potsdamer Leichenparade; aber die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens hat Niemand je in ihm gespürt. Die Schwester wollte wirken, wollte die Macht, nicht den Schimmer unfruchtbarer Herrlichkeit. Der Bruder war zufrieden, wenn er behaglich leben konnte und vom Reid sogar als arbiter elegantiarum anerkannt wurde, dessen Laune mondäne Gesetze vorschrieb. Und dieser Asthmatiker sollte König des größten Reiches sein, von dem die Weltgeschichte bis heute berichtet hat.

Zwanzig Jahre war Albert Eduard alt und hatte mit seinen gesellschaftlichen Talenten, mehr vielleicht noch mit den Titeln des Herzogs von Cornwall, Herzogs zu Sachsen und Fürsten von Wales im Sturm schon die Liebe der Yankee's gewonnen, als sein Vater starb. Der schöne Prince Consort of Her most gracious Majesty hatte ihn auf seine Weise erzogen; er hätte den Thronerben gern wohl zum Muster liberaler Männerwürde herangeläutert. Doch der im eng umschränkten Kreis kluge und stets emsige Koburger, den der belgische Onkel Leopold für die heikle Rolle des Prinz-Gemahls gut vorbereitet hatte und der sich bald warm im Britenreich einzunisten wußte, war ein Pedant, eine nüchterne, schwunglose Seele, der die Kinderherzen zwingende Macht des Gemüthes immer versagt blieb. Da die politischen Vertreter beider großen Parteien, der nobility und der gentry, sich mit wetteifernden Schmeichlerkünsten um seine Gunst bemühten, wuchs ihm die Selbstschätzung seines persönlichen Werthes. Für einen Staatsmann hielt er sich, für den Prototyp des Gentleman; nach kurzer Probezeit, die er benugt hatte, um sich auf offenem Markt hastig seiner Rationalität zu entkleiden, war ihm Alles erlaubt: er durfte sogar, seit Keonen als Erster im Inselreich, den Fisch mit silbernem Messer schneiden. Deutschen Fürsten, knirschend erzählt es Treitschke, gab er in hofmeisterndem Ton un-

erbetene Rathschläge, die mehr wie Befehle klangen; und auch in der Kinderstube scheint er eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein. Den Töchtern mochte der stattliche Mann imponiren, an dem die Mutter mit allen Fasern ihres Frauengefühles hing; sie lernten, namentlich die älteste, von ihm die Wichtigkeit äußerlich korrekten Wandels und den ungebildeten Sinn für das Wesentliche. Der Versuch, mit seines Wesens Stempel auch den Knaben zu prägen, ist ihm mißlungen. Und wie es immer in solchem Fall geht: den Sohn zogen Neigung und Trotz weit aus der vom Erzieher gewiesenen Bahn. Zu Hause war auch wirklich gar zu langweilig. Pünktlich wurden ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Greise Höflinge lächelten spöttlich: früher war hier hoch hergegangen. An Versuchungen fehlte es dem Prinzen Albert Eduard nicht und zu der bürgerlich wohlansändigen Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in sich. Weil er eines Tages — wer weiß, wann? — eine Krone tragen sollte, brauchte der Jüngling doch nicht Trübsal zu blasen. Vorbereitung für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutionel cant herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte im Handumdrehen spielen. Man merkt eben doch, daß Papa kein Brite ist, kein Kind des lustigen alten Engelland. Ja . . . ist denn aber der Sohn? Der Vater Koburger, die Mutter Welfin, auch sie einer Koburgerin Tochter. Der Kronprinz mußte sich sehr englisch zeigen, wenn er für vollbürtig gelten wollte. Darin konnte der Vater ihm Vorbild sein. Der hehlte nie die Ueberzeugung, daß der Engländer die Krone der Schöpfung ist. Also Sport, Angelsachsenthum, heitere Lebenslust und all die bunte Abenteuerlichkeit, die einem Britendauphin seit Heinzens tollen Tagen ziemt. Her zu mir, Sir John, Poins, Bardolph, Peto; und vergeßt mir das dralle Dortchen nicht!

In Eastcheap war die Kanne Dünnbier billig und ein Prinz brauchte sich nicht in lästige Schuldknechtschaft zwingen zu lassen, um eine ganze Bande mit Kanarienselt zu sättigen; auch Dortchen gab, wenn sie in der richtigen Temperamentur war, die Brunstgrimasse zu niedrigem Preis. Auf den Großen Boulevards war schon anno 60 Luxus und Laster theuer. Wer da in der Grande Bohème eine Rolle spielen, die ersten Spargel und Pfirsiche, die besten Weine und die feinsten Mädchen haben wollte, durfte die goldenen Louis nicht sparen; und Mama hielt die Hand auf den Beutel. Die Noth zwang Albert, sich nach anderen Kumpanen umzusehen, als Bolingbrokes Sohn sie gesucht hatte. Für die emporstrebende reiche Bourgeoisie und besonders für gestern dem Ghetto entwachsene Juden war ein gefun-

denes Fressen. Welche Ehre, den Kronprinzen von Großbritannien bewirthen zu dürfen; und welche Kreditsteigerung, wenn man in die Einladungsbriefe schreiben konnte: *Nous aurons le Prince de Galles*; oder gar im Stande war, den Intimsten einen Wechsel zu zeigen, auf den Seine Königliche Hoheit den Namen zu setzen geruht hatten. Aus dieser Zeit stammt die Freundschaft mit dem Türkenhirsch, die Labouchere zu dem Spottwort stimmte, in *Marlborough House* gebe es kein Diner ohne *Parfait au Hirsch*. Der Prinz von Wales ist oft wegen seiner Weibergeschichten gescholten worden. In der Legende lebt er als der ärgste Schürzenjäger, als ein Mimmerfatt, den bald nur noch unreife Frucht reizte. Am Ende wars nicht so schlimm. Die *Pall-Mall-Enthüllungen* sind als unwahr erwiesen. Aber der Prinz sah sich gern als verfluchten Kerl gefürchtet. Von der Sittsamkeitheuchelei hatte er gerade genug; es machte ihm Vergnügen, von den Weiblein als ein Oger angeschmachtet zu werden. Auch andere Prinzen sind nicht tugendhaft, bergen ihre Menschlichkeiten aber dem Blick der Neugier. Diesen Prinzen traf man in Theatergarderoben und beim *jour der Modesokotten*. Nicht sehr fürstlich, nicht im Stil Eines, den morgen vielleicht ein Diener des Herrn am Altar salben wird. Aber der Mann heuchelte wenigstens nicht, gab sich nicht für fromm und rein aus; und nie vernahm man, er habe seine Macht mißbraucht, um eine Spröde zu firren, oder die Polizei auf eine allzu lange treue *Maitresse* gehegt. Schlimmer als seine galanten Händel war der nahe Verkehr mit allerlei schmierigen Spekulanten, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Das ging Jahre, Jahrzehnte lang. Heinz hätte es so lange nicht einmal bei *Falstaff* ausgehalten, der doch geistreicher und amusanter war als der vom *Jockeyklub* abgelehnte *Balkanwucherer*. Albert aber freute sich, wenn er den englischen Sonntagen entlaufen konnte; dann gieng nach Paris oder an die *Riviera*, *pour faire la noce*. Da war er in seinem Element, bestimmte die Mode, lancirte Weiber und Pferde, schien reizend ruchlos und froch, wenn er die Lust spürte, in die dunkelsten Spelunken.

Wer ihn ohne Erbarmen verdammt, hat nicht bedacht, daß es nicht leicht ist, ein halbes Jahrhundert lang Kronprinz zu sein, — dann besonders nicht, wenn der Thronerbe von allen Staatsangelegenheiten streng ferngehalten wird. Unter dem Zwang thatlosen Harrens hat noch Jeder gelitten, dem die Hoffnung auf eine Krone in die Wiege gerufen ward. Immerhin hätte eine ernstere Natur sich über die Wartezeit hinwegzustrifen vermocht; auf dem kleinsten Fleck ist schöpferische Arbeit ja möglich. Das war Alberts

Sache nicht. Und die eifersüchtige Mutter hätte ihm wohl auch kaum den winzigsten Ruhm gegönnt. Herumlungern und den Leuten verrathen, daß man die Ungebuld nicht mehr zu zügeln vermag? Als lästigen Topfgucker sich aus der Schwarzen Küche der Politik jagen lassen? Nein. Lieber noch den skrupellosen Lebemann und Herzenbrecher spielen, den der Schnitt seiner Weste und der Ausgang der angefangenen Baccaratpartie wichtiger dünkt als das Schicksal des Vereinigten Königreiches. Nur ein Gebiet hatte die Mutter, die geräuschlos ihre Fäden über Europa hin spann, ihm freigelassen; sie lebte ihrer Trauer, zuerst um den Gatten, dann um den schottischen Leibdiener, dessen Steinbild sie auf allen Reisen mitschleppte, und mied laute Geselligkeit. Die Pflichten glänzender Repräsentation neidete sie dem Sohn nicht. Und je schlechter sein Ruf wurde, desto sicherer war sie, daß die Briten das Ende ihrer Herrschertage nicht herbeisehnen würden. In Königsschlössern wohnen nicht andere Menschen als in Bürgerhäusern. Mutter und Sohn wurden einander fremd und böse Worte flogen hinüber, herüber. Der Schwager, der älteste Sohn des Kronprinzen starb; die Mutter lebte rüstig fort. Schon früher hatten die Geschwister Viktoria und Albert, wenn sie zusammentrafen, wohl wehmüthig geseufzt: Uns Beide ruft kein Morgen mehr zur Regierung! Jetzt empfing im Neuen Palais die Witwe eines stolzen Lebenswunsches den müden Mann. Der muntere Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getroßt hatte, war allgemach träg geworden, so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den lange gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Rien ne va plus. Wenn die Polster beseitigt sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde.

Als die Mutter dann eines Tages doch starb und aus dem Baccaratprinzen König Eduard der Siebente wurde, lachte Europa. Das kann hübsch werden, hieß es; dieser Held der Rennplätze und Spielsäle ist dem perfiden Albion zu gönnen. Der wird das Empire rascher herunterbringen, als die stärkste Koalition es vermöchte. Die Briten nur blieben ernst und kein mißtrauischer Zweifel lockt ihre Zuversicht an. Erstens, sagten sie, sind von einem Sechziger dumme Streiche nicht mehr zu fürchten. Zweitens ist er der König, der höchste Repräsentant eines Weltreiches, der wissen wird, was er der Würde schuldet, und den wir, so lange es irgend geht, ehren müssen, wie das Wappen, die Fahne des Vaterlandes. Und drittens herrscht über ihm die Verfassung und Magna Charta ist in Großbritannien mächtiger als der mächtigste Mann. Ein Bischofen wüßt hat er als Kronprinz ja gewirthschaftet. Thut nichts. So treibens reiche Erben oft und werden nachher dennoch umsichtige und sparsame

Geschäftsleute. Und er hat in Paris, in New-York und Monte-Real kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt, was korrektere Prinzen nie sehen; vielleicht befreit er uns von den Puderperrücken und schafft uns die kaufmännisch moderne Verwaltung, die in London und in Kalkutta die Händler längst ersehnen. Auch auf dem Festland fanden ruhige Beobachter in dem Thronwechsel keinen Anlaß zur Schadenfreude. Ja, wenn dieser echte Koburger jung König geworden wäre! Dann hätte ihm, wie Mephistos gutem Kaiser, gewiß beliebt, falsch zu schließen: „Es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen.“ Nun ist er alt und wird Alles beim Alten lassen. Die paar Skandalprozesse sind bald vergessen und die Wighamscher werden die Schnitzeljagd aufgeben. Selbst wenn der neue Herr aber Fehler macht: England ist mit dem streitbaren Katholizismus, mit Chartisten und Feniern fertig geworden und wird ungefährdet auch einen schlechten Monarchen ertragen. Eduard hat gute Beziehungen. Er war das Pathenkind Friedrich Wilhelms des Vierten, der ihm nach der Taufe den schönen silbernen Glaubensschild schenkte, und Wilhelm der Zweite hat den Oheim bei jeder Gelegenheit geehrt. Ein erfahrener Weltmann, dem nichts Menschliches fremd ist, paßt an die Spitze eines Staates, dessen Institutionen dem Bedürfnis eines alten Weltgroßhandels genügen sollen. Das Alles war richtig. Aber Europa lachte noch immer.

Das Lachen hätte harmloser geklungen, wenn Eduard in ruhigen Tagen auf den Thron gelangt wäre. Doch er wurde König, während England gegen einen zähen Bauernstamm und zugleich gegen den Gözen kämpfte, den es in mühevoller Arbeit selbst den Völkern aufgebaut hatte: gegen public opinion. Eine böse Zeit für den Mann, dem die Bonivantrolle des verfluchten Kerls so lange gefallen hatte. In anderem Sinn ward er nun verflucht. Hatte er nicht bei der Vorbereitung des Jameson Raid die Hand im Spiel gehabt? War nicht gerade deshalb die Untersuchung zur Poisse geworden? Rhodes, Milner, Beit: all die den Burenfreunden verhasstesten Männer standen ihm nah; und überall wurde gemunkelt, er habe stark in Goldshares spekulirt. Das Lachen klang höhnisch, klang wie ein Hallaliruf grimmiger Jäger, die mit beinahe noch wilderem Eifer als den Kolonialminister den König verfolgten. Eine ernstere Natur hätte die Wucht solcher Verantwortung im Gewissen gefühlt und sich des au coeur léger erworbenen schlechten Rufes geschämt, der dem Land nun so schädlich wurde. Ein Neroöser wäre unter den Pfeilen und Schleudern zusammengebrochen. Der Sohn des Koburgers und der Welfin kam nicht aus der Fassung. Er kannte die Menschen

und hatte oft genug zugehört, wie man öffentliche Meinungen macht: für eine Bank, eine Schwindelgründung, einen Diktator oder eine Dynastie. Nur das geliebte Spielzeug der Menge nicht mit schroffem Griff aus den Fingern reißen, ehe man ihr anderen Zeitvertreib bieten kann; hat sie den erst, dann läßt sie selbst fallen. Ernste Gefahr ist nicht zu fürchten, denn das Deutsche Reich deckt Englands wehrlose Flanke. Die Frist ist also nicht morgen schon abgelaufen. Der ehrwürdige Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials hat im Leben Großbritanniens seit Jahrhunderten einen breiten Raum eingenommen. Die viktorianische Aera gab der Schaulust farge Nahrung; um so besser: jetzt wird der Heißhunger sich gierig auf jeden Knochen stürzen. Lächelnd sah, ohne zu zittern, der fette König in seinem Palast und studierte Kostümwerte und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Nummenschanzes. Seine Krönung sollte ein Fest werden, wie von den heute Lebenden noch Keiner eins sah. Monate lang vorher sollte man davon sprechen, Monate lang nachher sich an der Erinnerung weiden. Solcher Aufwand, der aus allen Zonen die Briten und einen reichen Fremdentrost herbeilodt, bringt Geld unter die Leute. Vor der weithin glänzenden Pracht wird Europa schnell das Lachen verlieren. Und während die Sinne des Weltpöbels auf die sacht sich enthüllenden Wunder der coronation gerichtet sind, ist Zeit genug, einen Schleichweg ins Lager des Feindes zu suchen und dem leidigen Krieg ein Ende zu machen, ehe in Westminster das Hochamt beginnt.

Die Rechnung war richtig. Die Spalten, die zwei Jahre lang den Heldenthaten der Buren, wirklichen und erlogenen, reservirt worden waren, wurden schmaler. Coronation heißt gebieterisch Plag. Seit Monaten brachte jeder neue Tag neue Mär von der nahenden Herrlichkeit. In den Krönungstuhl, auf dem King Edward sitzen wird, ist der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Das Gewand, das King Edward tragen wird, hat Löcher, damit des Priesters Finger die Haut salben kann. Die indischen Fürsten sind eingetroffen. Australiens Vertreter kommen übermorgen in Southampton an. Und die Toiletten, die Proviantmassen, die in London aufgestapelt sind! Der Schwall wollte nicht enden; und schon tauchten die ersten Bilder auf. Mögen die Hinterhausleute das ganze Jahr hindurch den Progen schimpfen, der vorn das beste Stockwerk bewohnt: wenn er Hochzeit hat oder ein Maskenfest giebt, schaaren sie sich in Andacht um den „Aufgang für Herrschaften“. Und während die edle Kulturmenscheit zu dem Schaugerüst drängte und die Reporter zu gestehen begannen, daß dem Britenreich doch ein anschnlicher Wadhtrest geblieben sei, war Eduard auch

an das Ziel seines zweiten, wichtigeren Wunsches gelangt: die Buren hatten kapitulirt. Die Aermsten kannten die Konjunktur nicht; sie konnten ihre Freiheit theurer verkaufen, denn der König wollte um jeden Preis als peacemaker gekrönt sein. Zu Englands Heil hatte er kluge Diener. Chamberlain und Ritchener stellten die Falle und sorgten dafür, daß kein allzu fetter Köder hineingesteckt wurde. So fiel in das zweite Regierungsjahr Eduards des Siebenten der größte Erfolg, der dem Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war, der einzige, der für den Verlust Indiens einst Entschädigung schaffen könnte. England mußte, nachdem Gladstones unglückliche Hand die zum entscheidenden Eingriff geeignete Stunde versäumt hatte, den Krieg gegen die Bauernfreistaaten führen, hätte ihn, früher oder später, geführt, wenn nie ein Chamberlain, Rhodes oder Milner gelebt hätte. Daß der Krieg unsittlich war, noch unsittlicher vielleicht als andere Kriege, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Die Briten, die stets für die Ideale der höchsten Humanität erglühn, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren, wie alle Herren, die zur Stärkung ihrer Macht Knechte brauchen, in der Wahl ihrer Mittel nie von Strupeln geplagt; der cant hat ihnen immer das Gewissen ersetzt. Sinnlos aber und das Beginnen politisch Unmündiger ist der Versuch, die Größe, die — es geht nicht ohne das an deutschen Salatafeln abgegriffene Wort — weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges zu leugnen. Großbritannien hat Alles erreicht, was es erreichen wollte, und während des harten Ringens zwei werthvolle Erfahrungen gemacht; die erste: daß seine Kolonien im Fühlen und Wollen englisch geblieben sind; die zweite: daß die Nervosität der alten Dame Europa sich zur That nicht zu waffnen vermag. Und unter der den Krieg endenden Urkunde steht Eduards Name.

Wer wagte nun noch die Behauptung, diesem Vegnadenen fehle die Kraft eines unbirrirt bis ans Ziel greifenden Willens? . . Ganz nah nur drohte noch eine Klippe. Mr. und Mrs. Snob waren schon auf dem Weg nach Westminster; Sarah, Néjane, Frau Hading, all die lieben Freundinnen von früher hatten Sitze bestellt. Fünf Erdtheile würden lauschen, wenn der Gefrönte vom Kirchenfürsten das Reichsschwert empfängt und schwört, es nur für die gerechte Sache aus der Scheide zu ziehen. Le Prince de Galles als Gesalbter des Herrn? Am Ende lernte Europa doch wieder das Vachen . . Die Appendizitis kam sehr gelegen. Stirbt Eduard, dann lebt er als Glückbringer im Britenlied. Wird er gerettet, dann ist er ein Märtyrer und ein Held und kann den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, warum es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein.

Hans Merian.

Am achtundzwanzigsten Mai starb in Leipzig Hans Merian, Schriftsteller, vor Allem Kunstschriftsteller und Kunstkritiker. Er war 1857 in Basel geboren, als Urenkel jener rühmlichst bekannten Familie Merian, die Kupferstecher, Zeichner und Maler in mehreren auf einander folgenden Generationen hervorgebracht hatte. Er wandte sich zunächst der Musik zu. Ein nervöses Leiden zwang ihn später, diese Kunstgattung ganz aufzugeben. Er studirte Philologie und Kunstgeschichte und wurde, als er von längeren Reisen aus Italien und Frankreich heimgekehrt und nach Leipzig übergesiedelt war, Schriftsteller. Er gründete die „Gesellschaft“ und gab verschiedene Romane und Schriften satirischen Inhalts heraus, die literarische, musikalische und künstlerische Neuererscheinungen behandelten. Später ging er völlig zur Kritik über und schrieb über Musik, Literatur und bildende Kunst. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Arbeiten an einer — kürzlich erschienenen — Musikgeschichte und an umfassenden Werken über Mozart und Beethoven. Diese letzten beiden Arbeiten besonders bergen eine Fülle neuer Gesichtspunkte, die Merians Eigenart in der Erfassung von Kunstproblemen am Besten zeigen. In ungeschwächter Schaffenskraft starb er an einem Herzleiden; der Tod nahte ihm plötzlich, wenn auch nicht unerwartet.

Ich kann hier nur von seinen Beziehungen zu meinem Metier sprechen und möchte ihm, dem Kritiker und Freund, schuldigen Dank auf das Grab legen.

Manches Jahr ist es her, seit die Leipziger Volkszeitung eine Artikelferie brachte, die den Titel trug: „Sonntagsspaziergänge durch das Leipziger Museum“. Ich gestehe: nicht leicht bringt man mich jetzt noch zum Lesen deutscher „Kunstgeschichten“. Das, was mir von früher davon bekannt war (ziemlich viel), und Das, was ich an Kunst sah und im Arbeiten empfand —: Das waren zwei sehr verschiedene Welten. Von jener „historischen“ Betrachtung hatte ich den Eindruck, daß sie den Mittag um Eins suche, wie die Franzosen sagen. Es war also wohl eine Stunde schlimmer Langerweile, als ich mich zu jenen „Spaziergängen“ entschloß. Ich kannte Merian noch nicht. Und da fand ich etwas ganz Anderes, als ich erwartet hatte. Nicht das mit

allen Logiken totgekehrte Thema, nicht kritiklosen Ueberschwang, nicht so „vertiefte“ Studien, daß man die Betrachtung vergiftet. Die einzelnen Gegenstände waren ohne Wortaufwand sachlich behandelt. Beziehungen zu früheren und unseren Verhältnissen wurden sichtbar und aus Allem las man heraus: das Bild, die Statue waren wirklich mit wirklichen Augen gesehen worden, nicht vom Verstand nachgetastet. Man fühlte sofort: dieses Auge, das hier Kunst gesehen hatte, verstand auch, das Leben ringsum künstlerisch zu erfassen, und urtheilte aus den Erfahrungen des Sehens, um das Kunstwert danach zu bewerthen, nicht aus Systemen und starren Regeln heraus. Das war einmal keine Schule. Das war geschriebenes Genießen. Und dennoch fühlte man hinter den anspruchlosen Darstellungen die gründliche wissenschaftliche und historische Bildung und ein großes Materialverständnis.

Noch in jenen Tagen, da seine zwanglosen Recapitulationen aller Kunstepochen als neuer Wein in alte Schläuche flossen, lernte ich ihn kennen. Ein heiterer, jovialer bohème, der Paris und Italien gut kannte, der bei einem Glase Wein wundervoll über Alles sprechen konnte, viel gesehen, viel genossen und Vieles selbst ausgeübt hatte und der in einer fröhlichen Philosophie mit Gott und Künstlern und einem mediokren Leben Geduld üben gelernt hatte. Man lebte sich schnell mit ihm zusammen. Das Heitere, Selbstverständliche seiner Art, auch das Beste hervorzuспrudeln, trug vielleicht mit die Schuld daran, daß man seine so vielseitigen ausgezeichneten Leistungen nicht nach ihrem vollen Werth anschlug. Einen besseren Kritiker haben wir aber kaum gehabt.

Das angeborene Künstlerblut der Merian verleugnete sich nicht. Nur Krankheit hatte ihn verhindert, Ausübender in Musik oder Kunst zu sein. Die Liebe und das praktische Verständnis dafür blieben ihm stets so lebendig wie seine Jugendbeziehungen zur französischen und italienischen Kunst. Er fühlte überhaupt mehr als Romane und war durch Umstände und Erziehung vor der Neigung zu deutschem Theorisiren bewahrt, immer, bis zu seinem Tode. Eins besaß er in hohem Grade: den Haß gegen alles Banale und gegen das stets damit verknüpfte aufdringliche Unfehlbarkeitsgefühl. Marian wußte: lebendige Kunst und Wissenschaft sind Antagonisten. Die Eine basirt auf dem Bekannten, die Andere zum besten Theil auf dem Unbekannten. Der Wissenschaft gehört das Fertige, Abgeschlossene. Der Kunst gehört das Material, das vor dem Künstler liegt mit der Frage: „Was kannst Du Neues mit mir

schaffen?“ Neues nicht im Sinn der Mode, sondern im Sinn der Unererschöpflichkeit und Wandelbarkeit unserer Mittel und Empfindungen.

In der Kunst liegt der „Sinn“ viel mehr an der Spitze unserer Werkzeuge und in deren Kontakt mit dem Material als in Gemüth, Verstand, Wissen oder Kombiniren. Ueber diese Gaben verfügen auch Nichtkünstler reichlich, ohne ihnen Form geben zu können. Ein Glanz der Kristalle des Steins oder der Farben oder von Tongebilden: und neue Perspektiven eröffnen sich — dem Künstler. Allerdings ist das Ziel auch von ihm nur durch starke Arbeit zu erreichen. Da zu spüren, nachzufühlen, zu genießen und den Genuß mitzutheilen: Das war die Stärke Merians, an Altem und an Neuem. Und er war Künstler genug, um zu verstehen, wo undeutliche Anfänge doch auf besseres Künftiges deuteten, und lachen zu können, ohne zu verurtheilen, wenn ein zu lebhaftes Temperament über den Strang schlug.

Merian war latenter Künstler; darum hielt er sich zu den Jüngeren, obwohl er die Alten nach ihrem Werth zu schätzen wußte. Weil er ein künstlerisch gutes Auge hatte, konnte er sich dem Neuen gegenüber an das Sachliche halten und dessen Vorzüge und Schwächen herausfinden. Er ging Systemen und Regeln sorgfältig aus dem Weg und suchte nur den Zusammenhang zwischen Werk und Menschen. Den Werth eines solchen Empfindens fühlen wir stark an so vielen alten und noch mehr neuen Kunstkritiken. Ueber den Kulturaufgaben, die den Künstlern in jedem Werk zugemuthet werden, geht das Beste zum Teufel, was es am Schaffen giebt: die Raivetät. Das Arbeiten mit dem Blick auf Kultur und Systeme ist wie ein Schulspazirgang: je Zwei und Zwei in langer Reihe, vorn ein Herr Lehrer, hinten ein Herr Lehrer — und hindurch zwischen papiernen Logiken, ästhetischen Stafeten in einem Besehrpark künstlerischer Nothwendigkeiten und moralischer Werthe. Ich übertreibe nicht, lieber Leser. Dies nur recht fleißig moderne wissenschaftliche und unwissenschaftliche Kunstkritik!

Da denkt man dankbar zurück an einen Merian, der das „Was“ und „Wie“ begreift und es mit schlichten Worten sagen kann. Und Das sollen wir von ihm behalten: ein fröhliches Lachen für Gutes und Schlechtes und den innigen Haß alles Trivialen.

Leipzig.

Professor Max Klinger.



Maßstäbe der Geschichtswissenschaft.

Am den Darlegungen, die auf diesen Blättern gegeben werden sollen, den Boden zu bereiten, ist in zwei vorausgehenden Untersuchungen je ein Aufriß der europäischen Geschichte gezeichnet worden. Der eine zeigte in einer Anzahl von Querschnitten, wie in den beiden parallel laufenden Entwicklungreihen der alt- und der neu-europäischen Geschichte eine Folge von Stufen zu unterscheiden ist, von denen jede, der griechisch-römischen wie der germanisch-romanischen Völkergruppe gemeinsam, eine gewisse Verbindung ihr allein eigenthümlicher gesellschaftl. und gründergeschichtlicher Bestände aufweist. Der zweite zerlegte den selben Stoff in ein Bündel von Längsschnitten und wies nach, daß die Geschichte des äußeren wie des inneren Verhaltens der Staaten, die Geschichte der Klassen wie der Volkswirtschaft, die Geschichte von Glauben und Wissenschaft, Dichtung und bildender Kunst, betrachtet man sie einzeln, diese Stufentheilung vielleicht noch schärfer erkennen läßt. Zugleich sollte so dargethan werden, daß sich hier, im Gegensatz zu allen früheren, unsicher tastenden Versuchen — etwa Comtes, Buckles und so fort —, Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Verlaufes auffinden lassen, denen zur vollen Würde eines geschichtlichen Gesetzes freilich noch der Nachweis fehlt, daß sie auch außerhalb Europas Geltung haben. Dieser Nachweis aber würde sich für die niederen Stufen vermuthlich leicht erbringen lassen; für die höheren fällt dieser Zwang ohnehin fort, weil, wie es scheint, kein einziges der außer-europäischen Kulturvölker sie überhaupt erreicht hat.

Doch so eng und knapp in diesen Ueberblicken auch der ungeheure Stoff zusammengedrängt wurde: eine begriffmäßig betriebene Geschichtsforschung drängt doch zu noch einheitlicherer Fassung, noch formelhafterem Ausdruck. Man kann von der Mannichfaltigkeit und dem Farbenreichtum der Völker- und Menschengeschichte überzeugt sein und wird doch von dem Gerippe ihres Körpers das denkbar knappste Bild entwerfen wollen. Denn eben die Eigenthümlichkeit der Menschen- und der Volkspersönlichkeiten wird man erst dann recht würdigen, ja, überhaupt erst abgrenzen können, wenn man den sehr großen Bestand von Allgemeingiltigkeiten, den sie zunächst in sich bergen, ermessen und ausgefondert hat. Und mir scheint, im Geschichtsforscher können eine volle Empfänglichkeit für Pracht und Farbe des Einzelnen mit einem unerbittlichen Drang nach Erkenntniß und Zusammenfassung des Allgemeinen sehr wohl neben einander bestehen.

Das nächste Bedürfniß, das einem solchen Drang bei Durcharbeitung der europäischen Geschichte erwächst, ist dieses: die Regelmäßigkeiten, die der

Verlauf der einzelnen Reihen der gesellschaftlichen und der geistigen Entwicklung aufweist, auf einheitliche Wurzeln zurückzuführen. Man muß sich dabei der Schwäche solcher Vereinheitlichungen bewußt bleiben: sie wünschen allerdings, sich als die früher, die von vorn herein dagewesenen Grunderscheinungen zu erweisen; gewonnen werden sie aber durchaus nachher, auf dem Wege rückwärts, abwärts schreitender begrifflicher Durchdringung. Sie werden ihr Recht nur dann begründen können, wenn sie wirklich in tiefer liegende Bezirke der menschlichen Seele eindringen und auch darthun können, daß hier in der That die Quellen für die Strömungen der Oberfläche sprudeln.

Von den bisher gemachten Versuchen einer solchen Vereinheitlichung der einzelnen Reihen des geschichtlichen Lebens kann eigentlich nur eine Anspruch auf ernsthafte Erwägung machen. Das ist die materialistische — besser: ökonomistische — Geschichtsauffassung. Doch ich meine, gegen sie macht an sich mißtrauisch, daß sie nicht versucht, die bestehenden Einzelentwicklungen unter eine neue, höhere Ordnung zusammenzufassen, sondern, daß sie von jenen eine einzige hervorgreift und ihr alle die Schwestern unterordnet. Die Frage, ob diese Anschauung sich aufrecht erhalten läßt, ist, wie mich dünkt, noch nicht spruchreif. Denn erstens haben Marx und alle seine Nachfahren erst sehr wenig wirkliche Geschichte, sondern fast immer nur Geschichtsprogramme geschrieben. Marxens Verdienst um die Geschichtsforschung ist ein ganz außerordentliches und es wäre von den Geschichtschreibern selbst längst anerkannt worden, könnten sie sich von dem übermächtigen Bann des rantschen Erbtheils befreien. Aber seine Nachweisungen gehen im Wesentlichen die Zusammenhänge von Wirthschafts- und Klassen-, hier und da auch Verfassungsgeschichte an und man könnte sie unbesehen annehmen, ohne doch irgendwie dadurch auf die weiteren Folgerungen des materialistischen Geschichtsprogrammes verpflichtet zu werden. Man zeige uns einmal erst in gründlicher, belegter Darstellung, wie die geistigen, ja, wie auch nur alle gesellschaftlichen, namentlich alle staats- und rechtsgeschichtlichen Thatfachen auf wirthschaftliche Ursprünge zurückzuführen sind. Zweitens müssen auch die Gegner — oder die Nichtanhänger — in ihrer Forschung erst auf einen Punkt gelangt sein, wo man mit Nutzen solche letzten Fragen erörtern kann. Die heutige Geschichtsforschung steckt noch so tief in Einzeluntersuchung und reiner Beschreibung, daß es auch Dem, der es von ganzer Seele will, sehr schwer fällt, gewissenhafter Weise zu solchen Zielgedanken Stellung zu nehmen. Oppenheimer hat in der überaus werthvollen und scharfsinnigen Besprechung, die er meiner Kulturgeschichte der Neuzeit gewidmet hat*) und mit der ich mich im Verlauf dieser Untersuchung noch mehrfach auseinandersetzen werde,

*) „Zukunft“ vom 19. Oktober 1901.

es als eine tragische Schuld bezeichnet, daß ich mich nicht von vorn herein mit dem Marxismus abgefunden habe. Die Vorurtheile gegen ihn, die Oppenheimer bei mir vermuthet, habe ich nicht im Mindesten; ich habe mehrere Jahre mit wirtschaftsgeschichtlichen Einzeluntersuchungen zugebracht, scheute also wirklich nicht vor diesem peinlichen Erdenrest zurück; ich habe sie auch immer wieder für meine jetzige Gesamtdarstellung aufmerksam berücksichtigt. Aber ich wäre in meinem wissenschaftlichen Gewissen gerade dann schuldig geworden, wenn ich mich vor meiner Arbeit über eine Grundfrage entschieden hätte, zu der ich nach ihr vielleicht einige Beiträge zu liefern vermag.

Daß sie im Sinn des Marxismus ausfallen werden, glaube ich nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht. Gewiß: es finden sich bei der Zusammenfassung gesellschafts- und also auch wirtschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge mit der geistigen Entwicklung zuweilen Uebereinstimmungen, die betroffen machen. Daß die Blüthe des ersten großen Kunstschaffens im spätmittelalterlichen Italien in Pisa aufgebrochen ist, also in der damals größten Handelsstadt des Landes, ist auf den ersten Blick nicht auffällig. Man erklärt kurzweg, wirtschaftlich günstige Daseinsbedingungen seien die Voraussetzung für jedes Gedeihen der Kunst, von dem goldenen Zeitalter Athens bis zu dem von Köln und Nürnberg, von Florenz und Venedig. Aber diese Beobachtung legt doch auch die etwas minder oberflächliche Frage nah: Gab es um 1280 vielleicht noch in einer Anzahl anderer italienischer Städte ähnlich befähigte Bildner wie Niccolo und Giovanni Pisano? Und bejaht man diese Frage: wird dadurch nicht das Schwergewicht der rein geistigen Entwicklung — wie übrigens auch der persönlichen Begabung — abel herabgedrückt zu Gunsten der wirtschaftlichen Verhältnisse? Aber aus solchem einzelnen Zueinanderwirken der verschiedenen Geschichtstheien wird man noch nicht die allgemeine Abhängigkeit aller von einer unter ihnen schließen dürfen.

Wohl wird man die Beeinflussung der staatlichen durch die wirtschaftlichen Verhältnisse in sehr weitem Umfang zugeben können, ohne doch eine ausnahmslose Regel daraus machen zu dürfen. Wenn Oppenheimer auf die Wirkungen der Sklaverei in der späten römischen Geschichte und auf die tiefgreifende Abweichung, die durch sie im Gegensatz zu dem neuropäischen Mittelstand hervorgebracht wird, aufmerksam macht, wird man darin eine wesentliche Bereicherung unserer Einsicht in die Verschiedenheit antiker und moderner Entwicklung zu begräßen haben. Aber warum den Verfall des Römerthumes auf diese Erscheinung zurückführen? Daß man die Sklaverei auf den höheren Stufen der alteuropäischen Entwicklung nicht abstieß, war schädlich im höchsten Grade, aber vielleicht das deutlichste Zeichen für den Kräfteverfall dieser rasch lebenden Völker, von dem zu sprechen Oppenheimer sich so entschieden verbittet. Und wie ganz wird bei dieser Beweisführung

übersehen, daß nicht das Römerreich der Latifundien- und Sklavenwirthschaft dem Ansturm der Germanen erlag, sondern das des Hörigen- und Kleinbetriebes, das eines künstlich neu geschaffenen bäuerlichen Mittelstandes! Und wie wenig allgemein giltig erweist sich die marxistische Geschichtsauffassung selbst für die Zusammenhänge der Wirthschaftsgeschichte mit der ihr sicher am Nächsten stehenden Entwicklungsreihe: der Klassengeschichte. Von den großen Klassen, die später ein Jahrtausend lang das Schicksal der germanisch-romanischen Völker beherrscht haben, ist das Bürgerthum sicherlich als Handel und Gewerbe treibender Stand auf Grund eines Vorganges wirthschaftlicher Arbeitstheilung emporgekommen; der Adel aber ist eben so gewiß als Verzuß-, als Kriegerstand aufgewachsen, also auf Grund eines Vorganges rein gesellschaftlicher Arbeitstheilung. Und wurde er nachher zum Großgrundbesitzerstand, so sind doch auch die späteren Strecken seiner Entwicklung durchaus nicht immer aus dem Erwerbs-, viel öfter aus dem Machttriebe zu erklären. Diese wiederum rein gesellschaftliche Triebkraft überwiegt durchaus: alles Aufwärtstreben des Adels zum Hochadel, zum Fürstenthum kann nur auf sie zurückgeführt werden. Welchen wirthschaftlichen Grund hätten wohl die Herzöge von Bayern bei der so ungemein rasch sich vollziehenden Ansammlung ihres privaten Grundbesitzes gehabt? Und selbst im späten Mittelalter, in der Neuzeit sind die eigentlich wirthschaftlichen Instinkte im europäischen Adel nur in einigen Ausnahmefällen — England, Nordostdeutschland, Dänemark — stark entwickelt, im Uebrigen bietet die Geschichte dieses Standes fast bis auf den heutigen Tag die immerhin widerspruchsvolle Erscheinung dar, daß er zwar einen sehr großen Theil der Volkswirthschaft besitzt, aber nicht selbst betreibt. Ihm war genug, wenn er in seinem Bodenbesitz die wirthschaftliche Grundlage für seine Machtbethätigung im Staate hatte; kann man da in Wahrheit von einem Ueberwiegen wirthschaftlicher Beweggründe sprechen? In Wahrheit hat die maßlos einseitige Ueberschätzung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die marxistische wie gegnerische Volkswirthschaftslehrer so lange befehlt hat, auch hier die soziale Frage als lediglich wirthschaftliche ansehen lassen. Und es zeigt sich, daß man in allernächster Nähe der eigentlichen Wirthschaftsgeschichte, ganz ähnlich wie in der Beurtheilung heutiger Zustände, auf wirkende Kräfte der menschlichen Seele stößt, die, sehr nüchtern, sehr wirklich und ganz ungeistig, doch nichts mit dem Erwerbstrieb zu thun haben.

Noch ungünstiger wird das Ergebnis in den etwas entfernten Bezirken der Geschichte menschlichen Handelns: ist schon die Klassenentwicklung nicht als reines Erzeugniß der wirthschaftlichen anzusehen, so ist noch weniger die innere Geschichte der Staaten allein aus der Klassen- und Wirthschaftsgeschichte und am Allerwenigsten die äußere Staatsgeschichte aus allen anderen

Entwickelungen heraus zu erklären. Immer wieder treten andere Einwirkungen, vor Allem des Nachtriebes in immer neuer Gestalt hinzu, ganz abgesehen von der starken Entwicklungskraft, die in den Dingen selbst, in ihrer natürlichen Richtung auf die ihnen vorschwebenden, fest innewohnenden Zweckmäßigkeiten liegt. Die Geschichte des Rechtes und der Sitte fügen dem wirtschaftlichen Antrieb noch andere, insbesondere aus der Empfindung stammende Triebe hinzu. Und vollends über die Selbständigkeit des geistigen Lebens der Völker zu reden, ist kaum nöthig: mir ist immer ein Räthsel geblieben, wie die rechtgläubigen Marxisten sich die Abhängigkeit dieser „Ideologien“ von dem Mittelpunkt aller Dinge, den Wirtschaftsverhältnissen, vermittelt denken.

Es läßt sich noch eine Reihe von Möglichkeiten der begrifflichen Vereinheitlichung erdenken. Und wer will sagen, ob nicht die Zukunft unserer Wissenschaft noch viel mehr hinzufügen wird? Vor Allem ist schon mehrfach versucht worden, nicht nur das geistige, sondern auch das natürliche Schicksal des Menschen vom Gesichtspunkt eines verstandesmäßigen Vorganges aus aufzufassen. Hegels Auflösung der Weltgeschichte in eine Reihe von Sätzen und Gegensätzen ist in diesem Sinn entstanden und auch Tardes Soziale Logik geht zum Theil von ähnlichen Vorstellungen aus. Längst vor Hegel hat die Aufklärung, lange nach ihm hat Buckle allen Inhalt der Geschichte in dem Fortschritt des Erkennens, womöglich nur des naturwissenschaftlichen Erkennens sehen wollen. Die meisten höher entwickelten Formen des Glaubens schließen religiöse Gesamtdeutungen alles Menschheit- und Völkerschicksals in sich und noch Lessing wollte die Weltgeschichte in dem unsäglich pedantischen Gleichniß von dem Walten eines Weltschulmeisters widerspiegeln. Selbst die Kunst hat manchmal versucht, Gesamtanblicke der Geschichte zu geben; und wenn es nur tändelnd und spielerisch geschah, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch ernsthaftere Versuche gleicher Richtung angestellt werden sollten. Schließlich hat man auch unternommen, die Geschichte unseres Geschlechtes der Lehre von dem Naturgeschehen überhaupt aufs Engste einzugliedern; noch jüngst ist eine wunderlich verfehlte biologische Deutung der Weltgeschichte aufgestellt worden.

Alle diese Versuche, zu einer einheitlichen Erklärung des Menschheitserlebens zu kommen, leiden an gewissen Mängeln; die logisch-dialektischen geben sich allzu leicht als Das, was sie in Wahrheit sind, zu erkennen, als nachträglich errichtete Begriffsgebäude, die nicht in die Tiefe, zu den Wurzeln der Dinge dringen, sondern ihnen durch gemeinsame Gedanken-Ueberdachung eine nur von außen herzugetragene Einheitlichkeit verleihen wollen. Das Hegels weist neben vielen guten Zusammenhängen, die dadurch nicht an Kraft verlieren, daß sie nachträglich erdachte sind, zahlreiche Gewaltthatigkeiten, Unvollständigheiten und sachliche Fehler auf, ganz abgesehen von der völlig

unsicheren metaphysischen Grundlage, auf der das Ganze ruht. Alles Fühlen und Schauen, alles Wollen der Menschen wird durch solche Erzeugnisse nüchternen Verstandesrausches gar nicht im Kern getroffen. Die naturwissenschaftlichen Auffassungen bleiben vollends von dem seelisch-geistigen Wesen alles Menschenthumes entfernt, erreichen es noch weniger als die materialistisch-ökonomischen.

Alle diese Fehler sind vermieden, wenn man den Schwerpunkt der Geschichte weder im Handeln noch im Schauen, sondern in dem Beidem zu Grunde liegenden Fühlen sucht. Und so thut die von mir vorgeschlagene Gesamtanschauung: sie geht aus vom gesellschaftlichen Handeln, findet in dem Gegensatz von Persönlichkeit und Gemeinschaft dessen beide Pole, begnügt sich aber nicht mit ihrer thatsächlichen Feststellung, sondern führt sie auf Grundströmungen der menschlichen Empfindung zurück und weist, von ihnen wieder aufwärts steigend, nach, daß diese selben Grundströmungen auch für alles geistige Schaffen der Menschheit maßgebend sind. Diese Deutung der Weltgeschichte giebt sich zunächst gesellschaftswissenschaftlich: sie führt alle äußeren und inneren Staats-, alle Klassen- und Wirthschaft-, alle Rechts- und Sittengeschichte auf das Wirken zweier Triebe des gesellschaftlichen Verhaltens, des Persönlichkeits- und des Gemeinschaftsdranges zurück, sieht in allen Einrichtungen und Gebilden der gesammten Gesellschaftsgeschichte die Erzeugnisse dieser Triebe und sucht aus deren Veränderung und Entwicklung auf ihr stets sich wandelndes Vorwalten zu schließen. Sie geht aus von dem Gegensatz zwischen Einzelnen und Genossenschaft, der alle wirthschaftlichen, alle rechtlichen, alle sittlichen Beziehungen der Menschen unter einander in zwei Gruppen spaltet und der zuletzt auch alle Klassen-, alle innere und zuletzt selbst alle äußere Staatsgeschichte entscheidend beeinflusst. Aber ist sie schon psychologisch insofern, als sie sich nie bei einer Feststellung der Zustände und Zustandänderungen begnügt, sondern zu den sie verursachenden Trieb- und Triebmischungswechseln herabsteigt, so ist sie es noch mehr, wenn sie auch die großen Gegensätze und Grunderscheinungen des geistigen Lebens der Völker auf diese selben gefühlmäßigen Wurzeln zurückführt. In allem Schauen, sei es Glauben, sei es Denken, sei es Bilden, findet sie den alten Gegensatz zwischen Herrschaft und Hingebung des Ichs wieder, sieht in aller Religionsgeschichte entweder ein Bedürfniß, sich vor der zur Gottheit umgedeuteten Außenwelt zu demüthigen oder ihr spröde fern zu bleiben, in aller Forschung entweder hingabefreudige, stoffdurstige Erfahrung- oder herrlich die natürlichen Gegebenheiten meisternde Begriffswissenschaft, in aller Kunst eben so hingabefreudige, stoffdurstige Wirklichkeit- oder eben so herrlich die natürlichen Gegebenheiten meisternde Phantasie- und Formenkunst.

Ich darf hier eine kurze Abwehr mir begegnender Mißverständnisse



einschieben. Man hat mir zu verstehen gegeben, meine Darstellung gewähre den Einrichtungen und Zuständen zu viel Raum und gehe zu wenig auf die ihnen zu Grunde liegenden seelischen Entwicklungen ein; es handle sich heute nicht mehr darum, etwa eine Geschichte des Rechtes, sondern, eine des Rechtsinnes zu schreiben. Ich verstehe diesen Einwurf nicht recht: mir scheint, meine Deutung des Geschichtsverlaufes bringe tiefer in die Gründe der Seele, als selbst durch eine solche Geschichte des Rechtsinnes in ihrem Bereiche geschehen könnte. Denn sie bringt grundsätzlich über die Einrichtungen und Zustände hinaus zu den Kräften etwa der Rechtsentwicklung vor und sucht hinter jenen noch die maßgebenden Abwandlungen des Seelenlebens auf, die ihnen zu Grunde liegen.

Von anderer Seite hat man Anderes bemängelt. Oppenheimer sagt, daß er meine Scheidung der Triebkräfte des gesellschaftlichen Lebens als Theilungsmittel durchaus billigen würde, so weit sie auf die Geschichte des handelnden, des staatlichen Gesellschaftslebens Anwendung finde, aber er hegt das tiefste Mißtrauen gegen meine gesellschaftswissenschaftliche Deutung geistes-, insbesondere kunstgeschichtlicher Thatsachen. Er spricht von potemkinschen Dörfern, von dem schwankenden Boden ästhetischer Werthung und willkürlichen Klassifikationen. Aber da er diese Vorwürfe mit keinerlei Belegen begründet, so darf ich mich mit der Gegenbehauptung begnügen, daß in allen Kunstfragen Willkür dann ausgeschlossen ist, wenn sich ein Geschichtschreiber so fest an einen bestimmten begrifflichen, kunstwissenschaftlichen Maßstab bindet, wie ich es thue, und weiter, daß meine psychologische Erklärung geistesgeschichtlicher Thatsachen und ihre Zusammenfassung mit den gesellschaftsgeschichtlichen Entwickelungsreihen doch nur dann zu Willkür Anlaß giebt, wenn man, um über Gleichmacherei willen, Abweichungen und Ausnahmen, die man zunächst unbefangen findet, nachträglich zu verbergen und auszutilgen sucht. Das habe ich mir nie beikommen lassen: ein Blick in meine Ausführungen über Geist und Gesellschaft der germanischen Neuzeit*) kann vom Gegentheile überzeugen.

Das Schicksal, das meinem Buch in diesem Betracht widerfahren ist, ist bezeichnend für den Zwiespalt, in den heute wissenschaftliche Arbeit gestellt ist. Dieser Versuch einer deutenden Geschichtsbetrachtung stellte sich durch seine begrifflichen Theilungen und Zusammenfassungen in schroffen Gegensatz zu jeder den Stoff nur synchronistisch ordnenden Geschichtschreibung; aber dem Systematiker Oppenheimer ist damit noch längst nicht genug geschehen. Daß er nicht im Recht ist, wenn er behauptet, ich habe keinerlei Gesetzmäßigkeiten nachgewiesen, die nicht durch den schwankenden Boden meiner gesellschaftswissenschaftlichen Deutungen in Mitleidenschaft gezogen seien,

*) Neue Deutsche Rundschau 1901, S. 38.

habe ich früher nachzuweisen gesucht. Die zusammenfassenden Uebersichten über die europäische Geschichte*) sollten das Vorhandensein von Gesetzmäßigkeiten im Verlauf der äußeren und inneren, der Klassen- und Wirtschaftsgeschichte aufdecken, ohne sie in die geringste Beziehung zu den gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlichen Unterströmungen zu setzen, von deren Einfluß auf sie ich allerdings überzeugt bin. Und ein so loyaler Beurtheiler wie Oppenheimer wird zugeben, daß diese beiden Beweisführungen in der That nichts mit einander zu schaffen haben. Ist meine Annahme richtig, daß alle jene Einzelgeschichten sich zu der großen Grundströmung gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlicher Triebkräfte verhalten wie die Wirkungen zur Ursache, so kann der Verlauf der einen Stamm- und der verschiedenen Zweigentwicklungen doch getrennt gedacht und dargestellt werden.

Aber Oppenheimer verlangt mehr: er wirft mir vor, ich sei zu sehr Schilderer, Erzähler, Beschreibender, ich hätte „versprochen, das Gesetz zu zeigen, das die Erscheinungen beherrscht, und ich enttäuschte diese Erwartungen.“ Ein solches Versprechen gab ich noch niemals, kann es also auch nicht wohl gebrochen haben. Bedeutet die Forderung Oppenheimers, daß die Geschichtsforschung die Aufgabe hat, jede Möglichkeit einer Ursachenerklärung des geschichtlichen Verlaufes zu erproben, so deckt sie sich durchaus mit meinen eigenen Bestrebungen. Und kann man auf diesem Wege gar zur Aufstellung von Gesetzen vordringen, die zwar niemals den Gesamtvoorgang der Weltgeschichte, wohl aber einzelne seiner Bruchtheile betreffen können, so wäre damit Außerordentliches erreicht. Aber auch hier und hier am Meisten ist Geduld nöthig: ein solcher begrifflicher Oberbau würde schwach und schwankend genug ausfallen, wollte man ihm nicht erst eine breite und feste erfahrungswissenschaftliche Grundlage geben.

Ein eben so ernsthafter, wohlwollender und deshalb willkommener Gegner wie in Oppenheimer ist mir in Lamprecht erstanden. In einem nicht Ausschlag gebenden, aber auch nicht unbedeutenden Punkte stimmen sie überein: Beide deuten die eine der von mir unterschiedenen Formen gesellschaftlicher Triebkraft, den starken Persönlichkeitdrang, als eine Zeitströmung, die die großen Menschen, die Helden, wie es Lamprecht auf gut carlylisch ausdrückt, über die Menschen überwiegen läßt. Das war nirgends meine Absicht: denn sehr große Menschen können sich eben so wohl auch in den Dienst ganz entgegengesetzter Richtungen des gesellschaftlichen Triebens stellen. Man denke nur an Aristoteles, den Riesen, der doch vor Allem den Uebergang des griechischen Denkens in den Zustand der Erfahrungswissenschaft oder wenigstens einer viel mehr als ehemals dem Stoff hingegebenen Forschung eingeleitet hat; oder an Epikuros und Millet und alle die anderen großen Verfechter einer

*) „Zukunft“ vom 11., 18. und 25. Januar 1902.

noch unbedingteren Wirklichkeitskunst; oder an Rousseau, den an Schöpferkraft doch wahrlich gewaltigen Anbahner einer nur den Vielen dienenden Gesellschaftsordnung; oder an alle die starken Lenker von Freistaaten, die jedes Diktatorengelüft in sich unterdrückten. Wie beweglich klagt nicht noch die Stimme, die jetzt stärker als je aus Nietzsches Grab zu uns erschallt: Es ist eine furchtbare Zeit, selbst die Genies sind die Sklaven des Pöbels geworden. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Starken und Stärksten, die ihrem Selbst zu leben, und Demen, die es ganz anderen Gesellschaftszwecken hinzugeben entschlossen sind.

Im Wesentlichen aber stellt Lamprecht die Anwendbarkeit meines gesellschaftswissenschaftlichen Maßstabes überhaupt in Frage. Er ist der Meinung, daß diese Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung immer wirksam seien und deshalb nicht wohl zur Unterscheidung der einzelnen Stufen des Geschichtverlaufes benutzt werden dürfen. Er bezweifelt, daß dieser Maßstab „entwicklungsgeschichtlich — Das heißt: mit Rücksicht auf die Entfaltung ursprünglich keimhaft vorhandener psychischer Potenzen“ — gedacht sei. Dagegen habe ich geltend zu machen, daß ich durchaus von der Stetigkeit aller der von mir unterschiedenen Triebkräfte in der Seele der Völker und Menschen überzeugt bin: sie sind nicht unwandelbar, aber sie behalten ihre Grundrichtung bei. Eben deshalb aber halte ich sie für zweckmäßige Gradmesser der einzelnen Zeitalter: denn ihr Mischungsverhältnis wechselt beständig und gerade in der Stufenleiter dieses Mischungsverhältnisses suche ich den knappsten, präzisesten, formelhaftesten Ausdruck für den Wandel der Zeiten zu geben. Und wenn Lamprecht an dieser Auffassung tadelnd, daß sie nicht entwicklungsmäßig genug sei, weil sie nicht das Aufkeimen und Wachsen im Keim vorhandener Kräfte aufzeige, so scheint mir die Einheit der Geschichte im Längsschnitt, die pflanzenhafte Stetigkeit ihres Wachstumes, die Identität ihrer auf einander folgenden Wachstumsphasen vollkommen, ja, mit besonderem Nachdruck gewahrt, wenn eine Anzahl von Triebkräften als von je in ihr wirksam und nur in wechselndem Mischungsverhältnis auftretend nachgewiesen wird.

Lamprecht hat in einer neuen Darlegung*) diesen selben Vorwurf in anderer Umschreibung wiederholt. Er stellt hier den Unterschied zwischen einer Mechanik und einer Biologie der Geschichte auf und giebt zu verstehen, daß die mechanischen Gegensätze zwar für die Seelenkunde, nicht aber für die Geschichte in Betracht kämen. Er wirft mir vor, daß ich nur solche Seelenmechanik in Anwendung brächte, indem ich allein das Gesetz des Kontrastes, insbesondere das von Persönlichkeitsdrang und Gemeinschaftstrieb, als wirksam zeigte. In Wahrheit bewege sich allerdings häufig, wenn auch durchaus nicht

*) „Zukunft“ vom 26. April 1902.

immer, der geschichtliche Fortschritt in Umschlägen und Gegensätzen der Seelenstimmung vorwärts, aber man gewinne aus diesen Feststellungen keinerlei Kenntniß von seinem im eigentlichen Sinne des Wortes geschichtlichen Verlauf.

Dagegen habe ich Folgendes einzuwenden. Mir ist niemals eingefallen, die Geschichte der Menschheit oder der Völker in eine Anzahl von Pendelschwingungen aufzulösen. Allerdings halte ich für möglich, daß auch im Längsschnitt der Entwicklung Ähnlichkeiten ganzer Strecken nachzuweisen sind: so die höchst eigenthümliche Wiederholung der Stufenfolge von Staatsformen, die im germanischen Alterthum mit dem Weltreich Karls des Großen, in der neuesten Zeit mit dem Imperialismus unserer Tage aufhört; in der Hauptsache aber wird Lamprecht in der von mir aufgestellten Reihe von gesellschaftsfeelischen Zuständen nirgends Wiederholung eines Gegensatzes nachweisen können. So plump bin ich niemals verfahren, allerdings nur, weil die Weltgeschichte selbst nirgends so plump ist. Ich habe vielmehr überall ein vielfach gemischtes und zusammengesetztes Auftreten der einzelnen Triebkräfte, die ich im Seelenleben der Gesellschaft unterschied, nachzuweisen versucht. Nie habe ich ein mechanisches Auf und Ab von Gegensätzen behauptet, nicht ein einziges Mal die Wiederkehr der selben Triebform — oder vielmehr der selben Zusammensetzung von Triebkräften — angenommen. Eine Gesamtübersicht über die im engsten Sinn gesellschaftsfeelischen Ergebnisse meiner Ansicht von der europäischen Geschichte, die ich vorlegen werde, wird diesen Sachverhalt von Neuem klarstellen.

Lamprecht vergleicht die Forschungsweise, die er bei mir annimmt, mit der von Physik und Chemie und nennt die seinige biologisch. Ich wage nicht, ihm auf das Gebiet dieser Vergleichung zu folgen; aber ich möchte vermuthen, daß das Ziel der Biologie doch wohl dann erst erreicht sein wird, wenn sie den physikalischen und chemischen Vorgang zu erkennen vermag, aus denen die biologischen Erscheinungen sich am letzten Ende zusammensetzen. Ohne alle Gleichnisse aber soll der Kern der Behauptungen Lamprechts doch besagen, daß meine Anschauung die eigenthümlichste, ihre im wahrsten Sinn des Wortes geschichtliche Eigenschaft aller Menschheitentwicklung verkenne, nämlich ihren nie umkehrenden, nie sich wiederholenden Verlauf. Solchen Irrthumes bin ich mir aber nicht bewußt: über den Ähnlichkeiten und Gleichheiten der einzelnen Volksgeschichten, so oft sie sich auch im zeitlichen Nacheinander geordnet darbieten, habe ich die Einzigartigkeit und also Unwiederholtheit, Unwiederholbarkeit des Gesamtverlaufes nirgends vergessen; wenn ich davon bisher nur selten sprach, so geschah es, weil ich dazu über jenen mir näher liegenden Darlegungen noch nicht gelangt war.

Und ferner: immer von Neuem begegne ich in diesen Darlegungen dem — wenn nicht ausgesprochenen, so doch angedeuteten — Vorwurf Lamp-

rechts, meine Zergliederung der bestimmenden Wesenszüge der Zeitalter bringe nicht bis zu den Elementen vor. Nun aber dünkt mich, daß die gesellschaftsfeindlichen Triebkräfte, deren Wirken ich in der Geschichte aufzuspüren trachte, in der That elementarer Art sind. Irgend ein gleiches Suchen und die Auffindung gleich geordneter Grundkräfte finde ich dagegen in der Scheidung und Benennung der Zeitalter Lamprechts nicht. Denn schon die Bezeichnungen, die seine Darstellung wählt, hebt wohl ein bestimmtes Merkmal hervor, aber keinerlei zerlegende und gliedernde Aufdeckung tieferer Triebkräfte geht voran; und da von diesen, bei der Zusammengehörigkeit aller geschichtlichen Verursachungen, meist mehrere in Betracht kommen würden, so scheint schon diese Hervorhebung eines einzelnen Merkmals die Gefahr einer allzu raschen Verallgemeinerung in sich zu tragen. Das heißt: das Ergebnis wird im Grunde weit weniger elementar sein. Wie sich dies Verfahren bei einer Vergleichung mehrerer Volksentwickelungen bewähren wird, dafür liegt heute noch keine Probe vor. Aber auch für diesen Fall scheint mir der Einwand gegen meine Vergleichungen, sie stellten allzu zusammengesetzte Erscheinungen neben einander, nicht berechtigt. Denn erstens wird die Vergleichung der etwa verfassung- oder klassen- oder wirtschaftsgeschichtlichen Wirkungen schon in meiner bereits veröffentlichten ausführlichen Darstellung durch eine Vergleichung der gesellschaftsfeindlichen Ursachen und Urtriebe ergänzt. Und zweitens kann ich mir auch eine Vergleichung der lamprechtischen Elemente in den verschiedenen Reihen mehrerer Volksentwickelungen nur dann als geschichtlich schlagkräftig vorstellen, wenn auch in ihnen ungefähr den ähnlichen Grundkräften ähnliche Auswirkungen im Staats-, Wirtschafts-, Klassenleben und so fort entsprechen. Auch er muß zu den von ihm heute geschilderten Vergleichungen zusammengesetzter Erscheinungen kommen, wenn anders überhaupt ein Nutzen für die Ordnung im Wirrwarr des Weltgeschehens erzielt werden soll, für die doch wohl auch er letzten Zieles kämpft.

Doch Lamprecht richtet noch einen zweiten, von ganz anderer Seite her kommenden Angriff gegen diesen gesellschaftswissenschaftlichen Maßstab: er erklärt — im literarischen Centralblatt vom vierzehnten Dezember 1901 —, Persönlichkeit und Gemeinschaft seien höchst zusammengesetzte Erscheinungen, sie seien Ergebnisse und wohl auch Wirkungen des geschichtlichen Lebens, nicht aber dessen maßgebende Bestandtheile. Sie zum Gradmesser für die einzelnen Zeiten zu machen, sei — und hier greift Lamprecht wohl auf jenen früheren Vorwurf zurück — nicht entwicklungs-geschichtlich. Er hält sie offenbar nicht für geschichtlich genug, im betonten Sinn des Wortes. Und er giebt auch das bessere Werkzeug an, das er im Auge hat: „Diese einfachen Komponenten sind vielmehr ganz anderswo zu suchen: in den langsamen Wandlungsvorgängen der Anschauung und der Begriffsbildung und

in dem stillen Wachsen elementarer sittlicher Energien: kurz in den primitiven Thatfachen des Seelenlebens. Nur wer bis in die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung dieser Kunst hinabsteigt, wird die völlig klare und unumstößliche Basis einer Entwicklungsgeschichte des historischen Menschen erhalten“.

Ich darf hier zunächst das wirklich Trennende herauschälen: von langsamem Wandlungsvorgängen der Anschauung, der Begriffsbildung, der sittlichen Kräfte suche auch ich immerfort Rechenschaft zu geben und mich dünkt, die im Gefühl wurzelnden Triebkräfte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, die ich an letzter Stelle aufführe, sind denkbar ursprüngliche Thatfachen des Seelenlebens. Und ich sehe auch nicht, weshalb von Persönlichkeit- und Gemeinschaftsordnung nicht als den entgegengesetzten Formen gesellschaftsfeindlicher Bewegung geredet werden soll. Daß die Gemeinschaft in tausend verschiedenen Arten der äußeren Erscheinung auftreten kann: davon handelt meine Darstellung fast auf jedem Blatt. Und wie wenig man bisher Sicheres über das Wesen der Persönlichkeit weiß: davon bin ich so sehr überzeugt, daß ich für eine der dringlichsten Aufgaben der noch so jungen Gesellschaftswissenschaft halte, in diesem Mittelpunkt ihres Bereiches zu fester Begriffsbildung zu gelangen. Aber Das kann auch wieder nur auf der Grundlage breiter Erfahrungswissenschaftlicher, meist geschichtlicher Forschung geschehen. Und diese selbst kann sich an dem immerhin allgemein unritzenen und nicht mißzuverstehenden Begriff Persönlichkeit, wie er uns Heutigen vorschwehrt, genügen lassen.

Aber Lamprecht will hier unzweifelhaft auf die von ihm selbst aufgestellte Stufenleiter von Entwicklungszuständen hindeuten: ihr legt er sicherlich alle die Eigenschaften bei, die er in der meinen vermißt. Es sei mir deshalb gestattet, sie hier in Kurzem zu prüfen. Lamprecht unterscheidet ein phantastisches und symbolisches Zeitalter, das bei den bisher von ihm allein behandelten Deutschen der Zeit bis 900 entspricht, ein typisches und konventionelles, das die Zeiträume von 900 bis 1300 und von 1300 bis 1500 erfüllt, ein individualistisches, das bis 1750, ein subjektivistisches, das bis in unsere Tage reicht. Das ist also die von ihm selbst als die beste ausgewählte Form wahrhaft geschichtlicher Abstufung. Man würde gegen sie zunächst das sehr einfache Bedenken erheben können, daß es gewagt ist, den so unendlich reichen Inhalt ganzer Zeitalter in ein noch so vieldeutiges Wort fassen zu wollen; diese Ausdrücke sind sehr blaß und allgemein: typisch und konventionell zum Beispiel kaum unterscheidbar; dann aber sind sie doch wieder zu bestimmt, als daß man ihnen wirklich alle Lebensäußerungen des von ihnen gedeckten Zeitalters unterordnen dürfte. Die vollkommen farblosen Zeitbezeichnungen, die man bisher benutzte und die ich nur zu allgemeingültigen Stufenbezeichnungen erheben möchte, haben in dieser Hinsicht einen Vorzug. Wichtiger aber ist an Lamprechts Reihenfolge der Wechsel in den

durch das Stichwort herausgehobenen Grundeigenschaften der Zeitalter: es ist nicht Zufall, daß sie zwei ganz verschiedenen Anschauungsgebieten und noch mehr verschiedenen Kategorien angehören. Sie sind zum Theil gesellschafts-, zum anderen kunstwissenschaftlichen Vorstellungskreisen entnommen, können also nicht wohl eine ganz gerade Linie darstellen. Und soll man sie auf die jeweilig von ihnen nicht getroffenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens beziehen, so ergibt sich eine Fülle von übertragenen Bedeutungen, die nicht ohne Gefährdung der Begriffsschärfe angewandt werden können. Man kann sich wohl symbolische Rechtsbräuche, nicht aber symbolische Staatseinrichtungen der Frühzeit vorstellen; phantastische, typische Kunstrichtungen sind möglich, wie aber phantastische Gesellschaftsordnungen, typische Staatsformen? Ganz unberührt bleibe die Richtigkeit der zu Grunde liegenden Deutung; obwohl mir die neuere Zeit durch den Individualismus lamprechtischen Sinnes nicht deckend, das späte Mittelalter durch den Begriff des Konventionellen eben so wenig vollständig, noch in den Hauptbestandtheilen richtig gekennzeichnet zu sein scheint.

Doch diese Einzelheiten dürften niemals entscheiden: das grundsätzlich Wichtige ist die allerdings von meinem Gradmesser gänzlich verschiedene Artung dieses Maßstabes. Lamprecht hält ihn sicherlich für wahrhaft entwickelungsgeschichtlich, insofern er selbst eine Reihenfolge von Seelenzuständen ablesen läßt, die wie die auf einander folgenden Blüten einer Blume alle am selben Stamm wachsen. Aber gerade diese Eigenschaft macht den Maßstab Lamprechts, wie ich finde, für geschichtliche Zwecke nicht besonders geeignet, sondern besonders ungeeignet. Ein Maßstab ist dann zweckmäßig, wenn er eine Anzahl stetig bleibender Gradmaße an jedes Zeitalter anzulegen erlaubt, wenn man an ihm, als dem ganz objektiven und im Wesentlichen unwandelbaren Maßstab ablesen kann, wie stark in jedem Zeitalter die einzelnen von ihm gezeigten Triebkräfte auftreten, welche Mischung sich also als Gesamtcharakter der Stufe ergibt. Diese Anforderung erfüllt der von mir gehandhabte, und was Lamprecht von ihm abstößt, nämlich sein rein begriffliches, in gewissem Sinn nicht selbst geschichtliches Wesen: Das ist meiner Meinung nach sein Vorzug. Lamprechts Stufenfolge aber ist gerade zu geschichtlich, als daß sie als begrifflicher Gradmesser dienen könnte. Sie ist ein verkleinertes Abbild, nicht aber ein Maß des Vorganges, den sie doch messen und ergründen, nicht nur widerspiegeln soll. Es mangelt ihr deshalb an zureichender Grenzscharfe und Deutungskraft.

Einem Mißverständnis, das an diesem Punkt sich leicht einstellen könnte, sei von vorn herein entgegengetreten. Indem ich einen einheitlichen Maßstab an alle Zeitalter angelegt haben möchte, stelle ich, was Lamprecht doch heute schon zu vermuthen scheint, keineswegs die Behauptung auf, daß

die Stufen selbst einander gleich seien, auch wenn sie einander ähnlich scheinen. Denn nicht nur wechselt die Mischung der an einem Zeitalter beteiligten gesellschaftsfeelischen Triebkräfte, sondern auch, was vielleicht noch wichtiger, weil viel schwerer erkennbar ist, ihre Art, ihr Wesen. Und erst eine zusammenfassende Feststellung jener grüberen Verteilung- und dieser leiseren Eigenschaftunterschiede, an der ich es nicht mangeln lassen will, würde den Verlauf der Geschichte im betonten Sinn des Wortes, also die von ihr am Menschen hervorgebrachten Veränderungen erkennen lassen.

Natürlich kann auch jenes Abbild von höchstem Nutzen sein, wenn es gilt, einzelne Volkentwickelungen mit einander zu vergleichen, und Lamprecht's virtuose Handhabung wird ihm als solchem jede denkbare Wirkung entlocken. Aber verbunden mit dem Wechsel der Namen und Begriff gebenden Bezeichnungen und dem daraus folgenden Umstand, daß weite Lebensgebiete wechselweise ganz unerfaßt bleiben, dem Gesamtcharakter der Zeit nicht wirklich einverleibt werden können, scheint mir in dieser Eigenschaft eine nicht geringe Gefahr für die begriffswissenschaftlichen Erfolge solcher Geschichtsschreibung verborgen zu liegen. Und in solchem Sinn möchte ich auch den letzten, nur mittelbaren Vorwurf beantworten, den Lamprecht erhebt. Er deutet an, daß mein Versuch keine Bedeutung für die Förderung der entwickelungsgeschichtlichen — ich würde sagen: der begriffswissenschaftlichen — Forschungsweise habe. Dem möchte ich entgegenhalten, daß von Entwicklungsgeschichte zwar bisher sehr viel im Allgemeinen geredet, daß aber mit ihr nur in einzelnen besonders weit fortgeschrittenen Teilwissenschaften der Geschichte Ernst gemacht worden ist, so in der Rechts-, in der Verwaltung-, in der Kunstgeschichte. Lamprecht hat in der Gesamtauffassung einer großen Darstellung diese Forschungsweise zuerst angewandt. Das ist sein schwer zu überschätzendes Verdienst; aber ich finde, auch er hat an weiterer Durchführung der entwickelungs-, richtiger begriffswissenschaftlichen Arbeitsweise noch viel zu thun übrig gelassen: er hat große Bezirke des geschichtlichen Lebens fast ganz unberücksichtigt gelassen, wie namentlich die Rechtsgeschichte; er hat in anderen, wie in dem der äußeren Staatsgeschichte, die alte beschreibende Darstellung im Wesentlichen ungeändert beibehalten und er ist ein viel zu glücklicher Schilderer, als daß er nicht überhaupt das Gerippe, den inneren Aufbau des geschichtlichen Verlaufes meist weit hinter das Fleisch und Blut der Einzeldarstellung zurücktreten ließe. Seine Stufenfolge, also das Gipfelergebnis seiner Forschung, tritt in seinem Werk selbst nur gelegentlich hervor; daß dies Buch als radikal wirtschaftsgeschichtlich, nicht aber, wie sein Verfasser heute will, als wesentlich sozialpsychologisch aufgefaßt worden ist, kann kein Zufall sein. In allen diesen Hinsichten, insbesondere bei Auseinanderlösung oder Nebeneinanderstellung der einzelnen Entwicklungreihen und bei Zusammenfassung der

jeweiligen Schlufsergebnisse, hätte man, glaube ich, sehr viel systematischer, begriffswissenschaftlicher oder, um mit Lamprecht zu reden, entwickelungsgeschichtlicher verfahren können. Doch sei Das nicht gesagt, um Lamprechts in vielen Beziehungen so glänzendes Werk herabzusetzen. Handelt es sich doch nicht um eine Vermängelung Dessen, was von ihm geleistet worden ist; denn Das ist bedeutend genug und es wäre hier wie immerdar unfruchtbar, über den Läden die Summe des thatsächlich Geschaffenen zu vergessen. Es kommt vielmehr nur darauf an, die Grundabsichten einer gedanklich gerichteten Geschichtsforschung zu klären und festzustellen.

* * *

Man verzeihe diese Werkstatt-Auseinandersetzungen; aber nachdem man sich Jahrzehnte lang über jedes kleinste Pünktlein Dessen, was man bisher allein Methode nannte, also über die Formen der Quellen- und Fundamentirungsarbeiten, auf das Ausführlichste gestritten hat, muß jetzt erlaubt sein, auch einmal von den Grundsätzen der allgemeinen Geschichtsforschung zu reden. Auf die Personen kommt dabei wenig, auf diese Sache viel an. Doch auch über sie noch erhebt sich eine höhere Frage: die nach dem Warum der auch in den größten Zügen dargestellten Stufenfolge. Lamprecht wirft meiner Darstellung vor, sie lasse diese Frage ganz unerklärt. Aber wird sie denn durch die von ihm vorgeschlagene Reihe erklärt? Ich meine: auch dort ist im innersten Kern nur ein Nacheinander, kein Auseinander der Zustände gegeben: dadurch, daß man eine bestimmte Reihenfolge mit dem Wachsthum einer Pflanze vergleicht, eine Entwicklung nennt, wird sie noch nicht erklärt. Ich denke viel zu bescheiden von meinen bisherigen Versuchen in diesem Betracht, als daß ich Lamprecht nicht bereitwillig zugeben möchte, daß sie bisher keinerlei Ergebnisse solcher Art zu Tage gefördert haben. Auch die letzten Zusammenfassungen, die ich in dieser Zeitschrift vorlegte, sind, von diesem Standpunkt aus gesehen, lediglich beschreibender Richtung, wie denn auch die begrifflichste Geschichtsforschung diesen ihr nun einmal anhaftenden Erdenrest von hingebender Wirklichkeitsbildung, so peinlich er ihr auch sein mag, nie wird abstreifen können. Aber man wird mir glauben, daß eine rein gedankliche Betrachtung des Geschichtsverlaufes in seiner Gesamtheit und in seiner Verursachtheit allen diesen Versuchen als letztes Ziel vorgeschwebt hat. Ob wir Heutigen auf dem weiten Wege zu ihm auch nur die erste Strecke zurücklegen werden, ist zweifelhaft. Aber kein Wanderer, der vorwärts strebt, darf so kleinmüthiger Bedenken wegen den Stab aus der Hand legen.

Steglich.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Siebeck's Goethe.

Es gehört zu den erfreulichen Zügen im Leben der Gegenwart, daß Goethe wieder mit frischer Kraft die Gemüther anzieht und zu einem Einigungspunkt in den sonstigen Zerwürfnissen wird. Wir fühlen uns ihm zeitlich noch nah genug, um das eigene Streben unmittelbar mit ihm verknüpfen zu können, und zugleich sind wir weit genug von ihm abgerückt, um in freiem Sinn mit ihm zu verkehren und durch das Bekenntniß zu ihm nicht der Enge einer Partei zu verfallen. In dem modernen Ringen um eine Weltanschauung ist es aber vornehmlich der früher oft hinter den Dichter zurückgestellte Denker, der nun die Geister beschäftigt; immer mehr Kräfte stellen sich zur Arbeit, die hier vorhandenen reichen Schätze zu heben und für das eigene Streben zu verwerthen. Die letzten Jahre haben uns verschiedene Schriften gebracht, die Goethes Welt- und Lebensgedanken in ein anschauliches Gesamtbild zu fassen suchen. So das lebenswarme Buch Reuchers: „Goethes Religion und Goethes Faust“, so das jetzt in zweiter Auflage vorliegende gedankenreiche, feinsinnige, künstlerisch durchgebildete Werk von Otto Harnack: „Goethe in der Epoche seiner Vollendung.“ Ihnen tritt jetzt Siebeck's „Goethe als Denker“ (in Frommann's „Klassiker der Philosophie“, Stuttgart 1902) würdig zur Seite. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß seine Darstellungen einander nicht bestreiten und verdrängen, sondern ergänzen und fördern. Nicht nur gilt hier die allgemeine Wahrheit, daß ein wahrhaft Großes sich in jeder kräftigen Individualität eigenthümlich spiegelt; die besondere Art des goethischen Denkens steigert die Nähe, aber sie steigert auch den Reiz einer zusammenfassenden Darstellung. Goethe ist auch als Denker in erster Linie Künstler; als solcher bringt er nicht sowohl allgemeine Sätze, bindende Vorschriften, sondern er gestaltet ganz und gar aus der besonderen Lage, den besonderen Verhältnissen des einzelnen Falles heraus; Dem gemäß will alle Aeußerung durchaus individuell verstanden sein. So entstehen recht verschiedene Bekenntnisse, die, von ihren Beziehungen abgelöst, alsbald zu Widersprüchen werden, die keineswegs in ein wohlgefügtes Lehrsystem zusammengehen und die doch gerade als treuer Ausdruck der mannichfachen Seiten, Aufgaben, Verwickelungen des Lebens eine unaufsehbare und eindringliche Wahrheit besitzen. Dazu ist bei Goethe nicht die mindeste Gefahr, durch den Widerstreit der Erfahrungen in ein haltloses Schwanken zu gerathen. Hat er doch gegen allen Wechsel der Eindrücke eine wunderbar feste, ihrer Hauptrichtung vollauf gewisse Natur einzusetzen. Aber für die Gestaltung der Gedanken bleibt dabei viel freier Spielraum; es ist für die Darstellung eine ungemein schwierige, aber auch

eben so anziehende Aufgabe, im Sinn des großen Mannes das rechte Gleichgewicht von Freiheit und Nothwendigkeit zu finden, die beharrenden Grundzüge deutlich schauen zu lassen, aber zugleich der freien Bewegung ihr volles Recht zu geben.

Professor Siebek hat die Aufgabe in solcher Weise behandelt. Mit einbringender Analyse, ruhiger Erwägung, sachlicher Klarheit sucht er vor Allem das Charakteristische zu erfassen und von anderen Lebensformen abzuheben, ist er bei dem Streben nach einem Gesamtanblick zugleich eifrig darauf bedacht, den unerschöpflichen Reichthum jenes überquellenden Lebens zur Anschauung zu bringen. Ueberall läßt seine Darstellung erkennen, daß Goethes Lebensanschauung bis in die Verzweigung der einzelnen Gebiete hinein das Bekenntniß einer großen künstlerischen Persönlichkeit ist; mögen wir die Erkenntnißlehre oder die Natur, mögen wir das ethische oder das religiöse Gebiet betrachten: überall ist es die in künstlerischer Lebensarbeit sich selbst vollendende Persönlichkeit, die den Ueberzeugungen ein charakteristisches Gepräge verleiht und die verschiedenen Seiten zu einer Einheit verbindet. Gerade, daß für Goethe das künstlerische Wirken Sache des ganzen Wesens, große und heilige Lebensarbeit ist, hält ihn fern von aller nur ästhetischen Lebensanschauung, die von je her mehr Sache der Genießenden und Nachempfindenden als der Schaffenden und Bahnbrechenden war; nur bei jener Fassung der Aufgabe kann die künstlerische Denkweise die Gestaltung aller Lebensgebiete beherrschen.

Siebek's Darstellung zerfällt in vier Hauptabschnitte; aus ihnen seien hier nur einige Punkte hervorgehoben, die sowohl für Goethe als für die Art der Behandlung charakteristisch sind. In dem Abschnitt „Erkenntniß“ wird das Verhältniß zu Kant in Uebereinstimmung und Abweichung scharfsinnig und meines Erachtens durchaus zutreffend erörtert. Bei Kant überwiegt die disjunktive, bei Goethe die kontinuierliche Denkweise. Während wir nach Goethe mit jedem tieferen Eindringen in das Gegebene auch in der Erforschung des Wesens fortschreiten, bleibt für Kant das Wesen als Ding an sich der Erkenntniß immer gleich unfaßbar. „Man kann sich den Unterschied der beiden Standpunkte durch ein Gleichniß verdeutlichen. Nach der Anschauung Kants sehen wir das Wesen der Dinge immer nur in und mittels der Färbung durch die dem Bewußtsein eigenen Wahrnehmungs- und Auffassungsformen; und diese Färbung bleibt die selbe, mag auch der Inhalt des Gesehenen im Fortgang des Sehens immer reichhaltiger und einbringender werden. Goethe dagegen neigt zu der Ansicht, jene Färbung selbst sei zwar nie ganz zu eliminiren, wohl aber könne sie bei hinlänglicher Energie des Erkenntnißstrebens mehr und mehr abgeschwächt werden.“ Als ein charakteristischer Ausdruck der künstlerischen Denkart wird mit be-

sonderer Sorgfalt der Begriff des Uepphänomens behandelt, in dem Siebel mit Recht ein Stück Platonismus bei Goethe sieht. Die Natur erscheint hier als eine Musterkarte typischer Gestaltungen und Vorgänge, die der direkten sinnlichen Wahrnehmung und weiter der von dort her bedingten geistigen Anschauung gegenständlich sind, deren tieferer gemeinsamer Zusammenhang aber wissenschaftlich nicht weiter in Betracht zu kommen vermag. Nur der Phantasie und dem Gemüth kann er in Ahnungen und Gefühlen sich mehr ankündigen als aufschließen. Ueber die wissenschaftliche Unzulänglichkeit dieser Methode läßt Siebel keinen Zweifel; bedeutend aber findet er die Tendenz, die „ruhenden Grundformen und Typen des Natur- wie des sozialen Lebens“ kräftig zur Geltung zu bringen. Das scheint besonders wichtig gegenüber dem ungestümen Lebensdrange unserer eigenen Zeit, dessen Regsamkeit oft nur noch Werkstage, keine Sonntagshülfe mehr kennt.

Die Erörterung des Erkennens hat schon in die Nähe der Naturbetrachtung geführt, mit der sich dann ein eigener Abschnitt beschäftigt. Mit besonderem Interesse wird man die Darstellung der goethischen Entwicklungslehre verfolgen, die in den letzten Jahrzehnten dem Darwinismus oft viel zu nah gerückt wurde. Gewiß verbinden Goethe bedeutsame Züge mit der modernen Anschauung von den Lebewesen, so, zum Beispiel, die energische Abweisung der landläufigen Zwecklehre, so auch die Ueberzeugung von der Stetigkeit in der Entwicklung der organischen Formen. „Die Natur kann zu Allem, was sie macht, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere vorausgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter zur Struktur des Pferdes heranksteigt.“ Auch das Prinzip der Anpassung einer Gattung an die umgebenden äußeren Verhältnisse ist schon zur Anerkennung gelangt, gelegentlich auch die Bedeutung des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe. Stillschweigend wird dabei die Vererbung der durch Anpassung erworbenen Eigenschaften vorausgesetzt. Auch die Wirkung des Kampfes ums Dasein bleibt nicht unbeachtet. Dagegen liegt es Goethe fern, alle Formen zuletzt aus einer gemeinsamen konkreten Stammform abzuleiten; ihm ist die gemeinsame Stammform — oder was man so nennen könnte — immer der Typus selbst als sinnlich-geistiges Abstraktum; und dieser liegt der Blutsverwandtschaft bestimmter Gattungen als das sie Beginnende immer schon voraus: Das „Urbild“, nach dem Goethe alle vollkommeneren organischen Naturen geformt denkt, fällt keineswegs mit der realen Stammform zusammen. Goethe meint: „Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalt dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt und man darf daher eine ursprüngliche gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fort-

schreitende Umbildung mit Recht annehmen.“ So ist für ihn gerade Das die Hauptsache, was für Darwin ganz zurücktritt: die unsichtbare Wirksamkeit des Typus; seine Entwickelungslehre bleibt bei aller Annäherung an die Naturforschung an erster Stelle künstlerischer Art.

Auch die religiösen Ueberzeugungen Goethes, die der Abschnitt „Gott und Welt“ behandelt, erhalten die rechte Verständlichkeit und einen inneren Zusammenhang nur aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit und aus den Bedürfnissen seines Schaffens. Es treibt ihn über alles Kleinmenschliche hinaus zu einem tiefen Erfassen des Alls; aber zugleich bildet ein persönliches Verhältniß zum Unendlichen und Unerforschlichen eine Grundbedingung der eigenen geistigen Existenz. So kann sich hier die Grundstimmung eines Naturpantheismus mit einer lebendigen Frömmigkeit verflechten. „Der pantheistische Gottesbegriff tritt bei ihm von vorn herein in direkte Verbindung und man darf sagen: unter die Vorherrschaft des Begriffes der Liebe“. Die eigenartige Bestimmtheit der goethischen Frömmigkeit ist und bleibt im Wesentlichen beschlossen unter dem Gefühl der Ehrfurcht, das sich bei ihm überall, den verschiedenartigsten, vom Weltinhalt gebotenen Anlässen gegenüber, zum Beispiel auch in den anscheinend objektivsten seiner Betrachtungen über Naturobjekte, leiser oder vernehmlicher mitklingend heraus hören läßt.

Bei der Darlegung der „Ethik und Lebensanschauung“ wird mit Fug und Recht dem Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit bei Goethe besondere Aufmerksamkeit zugewandt; ist doch kaum ein anderes Problem so geeignet, die Eigenthümlichkeit seiner Denkweise zum Ausdruck zu bringen. Der Bedingtheit jedes Einzelnen durch das Ganze ist sich Goethe stets deutlich bewußt. Aber zugleich kann er mit seiner eminent thätigen Natur sich nicht einem überlegenen Fatum schlecht hin unterwerfen; er muß inmitten der Nothwendigkeit einen Raum auch für die Freiheit, die eigene Entscheidung finden, er muß zugleich die strenge Naturordnung in ein Reich der Vernunft und Moral erhöhen. Die nähere Darlegung, wie hier thatsächlich eine gewisse Ausgleichung gewonnen ward, bildet einen Höhepunkt des Buches. Nur kraft lebendiger innerer Erfahrung der individuellen Selbständigkeit sowohl als der Bildsamkeit des eigenen Wesens konnte Goethe die Ueberzeugung behaupten, die sich in den Worten ausspricht: „Alles außer uns ist nur Element, ja . . . auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns und an uns, auf die eine oder die andere Weise, dargestellt haben.“

Wie hier, so ist Goethes Denkweise namentlich darin eigenthümlich und groß, daß sie sonst starre Gegensätze aufnimmt und durch überlegene geistige Kraft wie durch persönliche Lebenserfahrung flüssig macht; so finden

wir uns überall dem peinlichen Entweder Oder enthoben und einer inneren Harmonie zugeführt. Gewiß ist die hier gebotene Ausgleichung der Gegensätze zunächst nur eine individuelle; sie läßt sich nicht ohne Weiteres auf uns Andere übertragen. Aber sie ist zugleich die Erfahrung eines Mannes, der das menschliche Dasein in weitestem Umfang in sich aufnahm und die Gegenständlichkeit der Dinge mit wunderbarer Kraft und Wahrhaftigkeit in ein eigenes Erlebnis verwandelte. Das giebt ihr bei aller Individualität zugleich eine universale Bedeutung; Das macht sie zu einer unversteglichen Quelle innerster Auegung und Veredlung.

Jena.

Professor Dr. Rudolf Eucken.



Der weise Richter.

Die Straße, von der hier erzählt werden soll, muß der Leser nicht nothwendig passirt haben; es geht auch so. Es genügt, zu wissen, daß diese Straße über den Dreibuckelberg führt, der zwischen Kreisstadt und Siedelbors steht, daß sie Stunden lang ist und daß der einsame Wanderer sich vor Räubern fürchten darf, ohne ausgelacht zu werden. Denn es begegnet ihm auf dem ganzen Weg Niemand, der ihn auslachen könnte; nicht einmal ein Räuber. Die Fuhrleute, als die Kutschenführer aus dem Oberland und die Postführer aus dem Unterland, und die Beihensammelwagen natürlich nicht zu rechnen. Auf der ganzen Strecke über Haideland, Almen und Vogelführensbestände nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme der Wegmachershütte, die unter einigen Fichten in der Nähe eines Brunnentropes steht und für den alten Wegmacher und seine Tochter die Woche über nur als dürftiger Unterstand dient. Aber auch nur für die Nacht und bei besonderem Unwetter. Ansonsten aber sitzen die zwei Deutchen an irgend einem Felswändlein, wie sie hin und hin am Wege stehen, und zer schlagen mit ihren langstieligen Schlägeln die größeren Steine in kleinere, schichten diese in Schotterhausen, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Sofa setzen und aus dem Zwielingstopf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwilchgewand, von den Steinen kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden sein und von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein angesehen werden. Deshalb hat sie, die Barfüßlerin, gern ein lichtblaues Kättlein an und ein rothes Tuch über dem Busen. Darauf rief ihr jener Postführer „Guten Tag!“ zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, daß der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Nadeltruhe die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinerschlagen“ saß, ließ der Postführer wohl auch einmal die Pferde rasten, setzte sich zu ihr, befahlte mit zwei Fingern den Rand des rothen Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil

aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihn auf die Fingern, — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so daß es der Zutäppische auf Weiteres ankommen lassen wollte. Nämlich auf die Frage, ob sie das schöne rothe Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle. Er habe einen Schatz und möchte, daß Der auch so was Schönes über der Brust trage. Da sprach sie, das Tuch allein sei nicht feil.

Des selben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Kreisgericht im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, wie auch, um allfällige Räuber, Mörder und andere Mißthäter einzufangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Fieberhut auf, trug ein Bajonnett an der Seite und hinten ein Schußgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weshalb er von Leuten, denen solche Gestalten mißlich sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschließen hängen für Solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.

So marschirte der Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Dreibuckelberg nach dem Rechten zu sehen. Sah bisweilen auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlägerleuten und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wußte keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weils halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform giebt.“ Die Junge hingegen meinte, dem Landwächter schalkhaft zublinzelnd, fast alle Mannsbilder seien Spitzbuben, ausgenommen . . . Und machte vor dem Kaiserlichen einen Knix. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen; und so meinte er, daß es auf dem Steinhaufen nahezu besser sitzen sei als auf der Holzbank in der Wachtstube.

Und eines Abends, es war schon spät, marschirte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang von Siebeldorf gen Kreisstadt. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Halde war er dem alten Steinschläger begegnet, der die stumpf gewordenen Steindrechseln zum Dorfschmied tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Da wolle der Steinschläger über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Um so größer ward aber seine Besorgniß, die Junge möchte über Nacht allein — mütterseelenallein — in der Wegmachershütte verbleiben und Gefahren ausgesetzt sein. Denn wer bürgt, daß nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergefindel des Weges kommt und die arme Einsichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Stromerwolk abzupassen und abzufassen?

Und als er zur Hütte hinaufkam und im Fensterschen den Lichtschein sah, ging er hinein. Der unversperrte Vorräum war eng und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sich bequem im Vorgelatz auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertornisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Abendmahl.

Und nun die Geschichte von der anderen Seite. Wohl Dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Vom Rossführer war es durch-

aus nicht ein müßiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirth in Siedeldorf sein Fuhrwerk eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Pechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obwohl weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Saualerwein dazu und schloß dann mit dem Wirth ein Apfelmostgeschäft ab. „Der Most trinkt sich wie Saualer“, versicherte der Führer, „wirst es schon sehen, Wirth; Deine Gäste werden's auch sagen.“ Der Wirth verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer durch das Gehöft hin und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße anwärts. Er ging länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind, — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind; sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenem Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlägerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Thür: sie wich lautlos zurück. Er stand im Geläß und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nöthig ist. Ein Bündelholzchen strich er über den Oberschenkel: da ging ihm ein Licht auf, — aber was für eins! Auf dem Sitzbrett lagen Tornister, Gewehr und Bajonnett . . . Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; damit eilte er zur Thür hinaus, hastig hinan unter die Fichten.

Der Mostführer war Soldat gewesen; in der Reserve stand er noch: so wußte er mit Waffen umzugehen. Den Federhut setzte er aufs Haupt, schob das Sturmband unter's Kinn, hing die Bajonnettseibe um; das Messer selbst steckte er an das doppelt geladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hing sie bereit an den Riemen. So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen. Und Landwächter, und was überhaupt ins Netz gezogen ist. Er wieherte vor Vergnügen; der Spaß, den er vorhatte, war zu lustig!

Der Mostführer in solcher Rüstung schlich an die Thür, in das Vorgeläß und klebte ein brennendes Wachszündstübchen an den Gewehrkolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Thür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ist's?“ kreischte eine weibliche Stimme.

„Vatroull' ist da!“ rief der Mostführer, stieß die Thür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung gerathene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte, einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daß es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daß er es möglicher Weise mit einem Wahnsinnigen oder gar Eifersüchtigen zu thun hatte, verging ihm das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

Der wollte sprechen, der Andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nit. Wenns dem Herrn nit recht ist, so brud' ich los.“

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte Alles auf die späßhafte Achsel

nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des Anderen aussichtslos, nur gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wilder fluchte, sang der Landwächter zu bitten an. Dabei faltete er die Hände. Das war dem Rostführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, — und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ist's!“ sagte der Rostführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete; „jetzt wollen wir uns gemächlich unterhalten. Nachher spaziren wir mit einander aufs Kreisgericht.“

Die junge Steinschlägerin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte er sie vorher gesehen, aber ohne das rothe Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollendecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schließende Nacht, zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmüthigen Seufzer hob der Rostführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also gehen wir!“

Unterwegs wurde der Landwächter mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt Dir ein!“ beruhigte der Rostführer. „Den Rost laßt man erst laufen, bis er gegohren hat. Ein Bißel Buß thun! Und Dir's auf längere Zeit merken, daß man Anderen ihre Weißbilder in Ruh' laßt!“ Das könnte ich mir eigentlich auch selbst merken, redete jetzt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich ginge sie, Die da oben, weiter auch nichts an.

„Da in meiner Westentasche steckt eine silberne Sachuhr,“ sagte dann, milden Sinnes, der Gefangene; „sie gehört Dein, wenn Du mir meine anderen Sachen jetzt giebst!“

„Du, Das ist mir zu gefährlich!“ lachte der Rostführer, „Du könntest den Spieß umkehren.“

„Ich versprech' Dir . . .“

„Das hilft nichts, weil ichs nicht glaub'. Am Gescheitesten ist's, Du machst sink' voran, daß uns der Tag nicht ertappt, eh wir ins Städtl kommen. Weißt, die Stadtfräuen sind neugierige Dinger. Die möchten's gleich wissen wollen, wer es ist, Der in Strämpfen.“

Also keine Rettung. Der Landwächter gab sich drein. Noch giebst eine höhere Nacht!

Es war frühmorgens, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, gemeldet wurde, der Landwächter habe wieder einmal einen aufgelegten Spießbuben gebracht und sie thäten warten draußen im Saal. Da ging der Richter sogleich hinaus, denn die aufgelegten Spießbuben waren ihm noch die liebieren der Gattung. Der gefesselte Landwächter lauerte hingebuckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich; der Rostführer in Waffen stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportirte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei Jemandem gefunden, bei dem er nichts zu thun hat. Er hat was Anderes zu thun als wie so was; und er hat einen Staatsmißbrauch begangen, Herr Richter! Und deshalb habe ich ihn abgefangen und eingeführt, daß er seine Straf kriegt. Da ist er.“

Der Richter war ein kleiner budliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch; er lachte immer fröhlich und war dabei ein gar strenger Herr. Als bald durch-

schaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Postführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdiener zu übergeben. Als Dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, Das ist ein schwieriger Fall. Du, der Du Den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist Der da, den Du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmißbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßiger Weise festgenommen und sollst deshalb gebührend gebüßt werden.“

„Herr Richter!“ antwortete der Andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siebeldorf. Ich hab' den Landwächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmißbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sich der Herr Richter selbst denken kann.“

„Ich kann mirs denken“ — der Richter lachte munter auf —, „aber ich denke halt auch etwas Anderes, mein Lieber! Die Befehlsparagrafen sind mir augenblicklich nicht im Kopf. Sie werden schon entschuldigen: die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. Sie können sich niederlegen, wenn Sie wollen. Thuns lieber stehen? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmißbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann gefesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert: Eingriff in die persönliche Freiheit; haben ihm auch gedroht: Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebührenden Respekt verweigert, haben sich sogar an ihr thätlich vergrißen: Verbrechen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewaltthätigkeit im Allgemeinen, der Gewaltthätigkeit gegen ein behördliches Organ im Besonderen. Strafbar. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen: Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigenthumes, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Sehr strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, daß ich Sie ohne Weiteres, unter Anwendung besonderer Mildeungsgründe, zu acht Monaten Arrest verurtheile. Zu Hause Alles wohl? Na schön!... Zettischel, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, daß er sich zurechtbring und den Mann gleich an Nummer Sieben führen kann.“

Als der Postführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja bloß einen Spah getrieben, dachte er, und Das vom Herrn Kreisrichter wird doch wohl um Gottes willen auch Spah sein! Als er aber nachher das schriftliche Urtheil zu Gesicht bekam: „Im Namen Seiner Majestät“ und mit dem großen Gerichtssiegel, da wurde ihm übel.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an und faßte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder thun werde. Er werde sich nie mehr in Etwas mischen, das nicht seine Pferde und seine Postkaffee betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Steinschlagerstochter zu beschützen. Am Allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Landwächter vor den Richter schleppen.

Selbstanzeigen.

Aus den Tagen des Knaben. E. Piersons Verlag, Dresden 1902.

Eine Probe:

Der Ritt.

Von schweren Wolken war das finstre Land verhangen.
Gebirge starr wie Eis. Drauf kroch ein feuchtes Grau
Aus tiefen Schluchten, wo der kalte Wind gefangen

So wie ein Hund an Ketten winselte. Im Thale
War es noch still, unheimlich dumpf und seltsam lau,
Als sei noch eine Wärme irgendwo im Thale.

Des Nadelbaumwaldes schwer gedehnter düst'rer Bau
War angefüllt mit einer großen Angst; und kahle,
Verdorrt' Stämme stöhnten laut in dem Verhau.

Ich wußte plötzlich, daß ich hier schon einmal war,
Vor Jahren, die seitdem verschwehrt, verlost wie sahle
Brände, und wußte, daß es so gewesen war.

So dumpf und schwer, wie heute diese Lande waren,
Und daß ich damals noch sehr jung gewesen war
Und daß seitdem viel Qualen mir gekommen waren.

Und ferner wußt' ich, daß wie dies beladne Land
Mein Leben sei, und war darinnen so erfahren,
Daß ich für jeden Berg den Eigennamen fand.

Du: Finstre Pein, Du: Starre Qual, Du: Graue Sorge
Und Du, o unser Blut, bist Bluth an Eisstrand,
Gleichst jenem Tosen, dem ich Deinen Namen borge.

So ritt ich langsam, langsam durch mein Leben hin.
Mein Thier trat sicher auf mit festem Duf . . . Ich aber sorge,
Daß ich an diesen Bergen nun verloren bin

Und mich ans blaue Meer kein Weg mehr bringt.

Athen.

Ernst Hardt.

•
Hannibal. Tragoedie. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reifner.

Eine „Römertragödie“ bedarf einer besonderen Rechtfertigung, weil diese Gattung nun einmal diskreditirt ist. Aber das psychologische Problem, das mich gereizt hat, dürfte vielleicht auch den Menschen unserer Tage Manches zu sagen haben. Hannibal war sein Leben lang vom denkbar stärksten Haßgefühl erfüllt, von einem eßt semitischen Ressentiment gegen den glücklichen Nebenbuhler: gegen Rom. Aber er war zugleich ein Genie und zum Wesen des Genies gehdet ein freier und großer Blick für die Nothwendigkeit, eine Liebe zur Nothwendigkeit, — amor fati. Wenn der Punier trotz seiner caesarischen Anlage in der Haltung eines Cato verharrte, so kann in seiner Psyche Etwas nicht gestimmt haben; ein innerer Bruch muß vorhanden gewesen sein. Das hat mich gereizt; und

außerdem beschäftigte mich das artistische Problem des dramatischen Milieu. Das Drama bedarf autonomer, selbsthandelnder Persönlichkeiten, während wir heute wissen, wie determiniert alles menschliche Tun und Handeln ist. Es war mir immer unbegreiflich, daß man aus dieser Erkenntnis ein Argument gegen das geschichtliche Drama geschmiebet hat. Der geschichtliche Held steht in einem unentrinnbaren Milieu historischer und kultureller Verhältnisse, denen er wohl vielfach seinen Stempel aufprägt, aber nur um den Preis der Hingabe seiner feinsten Psyche, die dagegen revoltiert. Diese innerliche Tragoedie jedes historischen Helden, die ich auch an meinem Hannibal aufzuspüren suchte, dürfte dem geschichtlichen Drama gerade in der modernen Welt erst volle Existenzberechtigung erwerben.

S. Lublinski.

•

Sibylle. Verlag von Albert Myn, Köln 1902.

„Sibylle“ will weiter nichts sein als eine ganz einfache, reinmenschliche Geschichte ohne jede Tendenz. Die Geschichte von Paul Hpfeldt, dem großen Maler, und seiner Sibille, die „zu blond war an Leib und Seele, um ein richtiges Weib zu sein“. Die zwei Deutschen haben „im Puppenspiel des Lebens“ in ihrer Jugend „gar gewaltig tragiert“ und sind lange getrennt gewesen. „Am Feiertabend, als die Komödie zu Ende ist“, finden sie einander wieder und verbringen gemeinsam die Dämmerstunde, vor der Schlafenszeit.

Anna von Krane.

•

Gedankenentwürfe. Herausgegeben, damit unbefangene philosophische Köpfe über sie nachdenken. Wien und Leipzig, 1902. F. Eisenstein & Co. Preis 2 Kronen.

Inhalt: Die Relativität des Intellektes und unserer Welt im Vergleiche zu anderen möglichen Anschauungen und Welten. Der Zeitraum als einzige Realität. Bemerkungen über Psychophysik. Einiges über den Begriff Geist. Bemerkungen zu theosophischen und spiritistischen Theorien. Begründung der Ethik. Einiges über unsere Lebensweise. Ethische Aphorismen. Die historische Religion. Ein Vorschlag zur Vereinigung aller Ungläubigen. Kunstbetrachtungen. Sexuelle Philosophie. Verschiedene Aphorismen . . . Es sind kurze Gedanken, rasche Blicke im Bewußtsein, die plötzlich auftauchen, wenn man bei der Lectüre wissenschaftlicher Werke, voll von einander bekämpfenden Lehren, sich hier und da ein Wischen erholen will und nun an nichts Bestimmtes denkt; oder wenn man so in den Tag hinein das Leben betrachtet und die Ereignisse halb unachtsam auf sich wirken läßt, wobei man sich auf einmal zu wundern anfängt: Ach, ist ja wahr; schau, wie Das gut zusammenfällt! Einige dieser Gedanken habe ich etwas mehr ausgeführt, den größeren Theil jedoch in aphoristischer Form gegeben. Gewiß werde ich sie einmal noch ausführlicher bearbeiten, doch sollens auch Andere thun. Mir scheint: es sind eben „gute Einfälle“, die zu weiterem Nachdenken reizen.

Laibach.

Demeter Drahsler.



Wanderkameraden. Gedichte. Mit einem Geleitwort von Peter Hofegger.
Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach-Leipzig, 1902.

Verjunkte Glocken.

Ihr fragt mich oft, warum durch meine Lieder
Ein Ton verhaltner, leiser Trauer klingt
Und durch die hellsten Stunden immer wieder
Der heiße Schrei versteckter Sehnsucht ringt.

Kennt Ihr die stillen blauen Havelseen,
Aus denen in verschwiegener Mitternacht -
Verjunkte Glocken Klänge auferstehen,
Wie Märchenschätze aus verborgnem Schacht?

Habt mit den alten grauen Weidenbäumen
Am Uferkranz Ihr ersten Gruß getauscht?
Saht Ihr die weißen Wasserrosen träumen,
Wenn es im Schilf wie Nixenreigen rauscht?

Kennt Ihr die tiefen dunkelgrünen Weiher,
Die trugiglich der Kiefernwald umschlingt,
Daß durch der dichten Radeln keusche Schleier
Kein Sonnenstrahl, kein Mondenschimмер dringt?

Sieht Ihr das Auge auf der Fläche schweifen,
Die unabsehbar sich ins Weite streckt,
Bis sie ein dultig blauer Nebelstreifen
Verdämmernd fern am Horizonte deckt?

Das ist die Heimath, die mein tiefstes Leben,
Rein Träumen und mein Dichten mir erschuf;
Sie hat mir ihren Stempel mitgegeben
Und immerdar vernehm' ich ihren Ruf:

Den Ruf der Sehnsucht und den Ruf der Trauer,
Der Trauer um zerfallne Märchenpracht,
Der Sehnsucht, die in ahnungvollem Schauer
Des Zaubers wartet, der verjüngt erwacht.

Denn auf den Wassern mit den weißen Blüten,
Auf weiter Ebne und im tiefen Wald
Ist überall von Wundern, die verglühten,
Schwermüthge Kunde meinem Ohr erschallt.

Und ewig rastlos muß ich suchen gehen...
Ich lausche auf verjunkte Glocken Klang
Und nichts als Sehnsucht nach dem Auferstehen
Zerstörter Märchenreiche ist mein Sang.

Anna Behnisch-Kappstein.

Kapitalismus in China.

Was Tamtam wird wieder einmal geschlagen. In der ersten Julihälfte sollen die Aktien der Shantung Bahn an das Publikum gebracht werden. Die erste Frucht der Chinaexpedition reift also dem Großkapital. Die Shantung Bahn ist nicht das einzige von Kiautschou's Pächtern deutscher Nation konzeßionirte Unternehmen: sein Schwesterlein sein ist die Shantung-Bergwerksgesellschaft. Die Konzeßion beider Gesellschaften stammt aus dem Jahre 1900. Sie wurde einem Syndikat erteilt, dem die gesammte deutsche Hochfinanz angehört. Es ist interessant, die Namen der im Aufsichtsrath sitzenden Herren zu lesen; man findet da ein buntes Gemisch von schwärmerischen Kolonialphantaften, lähl wügenden Bodenspekulanten und bekannten Vertretern der großen Finanz. Die verschiedensten Leute ziehen also an einem Strang. Diese Zusammensetzung des Aufsichtsrathes zeigt aber auch, daß man das Unternehmen als für die „Erschließung“ Chines besonders wichtig betrachtet. Das giebt der Emission der Shantung-Bahnaktien, dem Ergebnis langer Vorarbeit, fast die Bedeutung einer politischen Aktion.

Es ist nicht ganz leicht, aus der Ferne sich ein Bild von der Bahn zu machen. Auf einem rund 400 Kilometer langen Eisenstrang durchsaut die moderne Lokomotive eine der am Dichtesten bevölkerten Provinzen Chinas. Nur vorläufig beträgt die Länge 400 Kilometer; die ganze konzeßionirte Strecke soll 1100 Kilometer lang sein. Außer dieser Ziffer sind dem gebildeten Mitteleuropäer eigentlich nur noch die Thatfachen bekannt, daß an der Hauptlinie der Bahn drei in den Kriegsberichten oft genannte Städte liegen, Tjingtau, Weihßen und Tsinangju, und daß die Shantung-Bergwerksgesellschaft an beiden Seiten der Bahn mehrere Kilometer ins Land hinein nach Kohlen graben darf. Viel mehr wird die Schaar Derer wohl nicht zu sagen wissen, an die jetzt der Ruf ergeht, die Aktien zu kaufen. Die Frage nach der Rentabilität der Bahn ist nicht leicht zu beantworten; wie ich glaube, auch von denen nicht, die an der Quelle sitzen. Die Beschreibung des Bahnbaues, der ja selbst durch das kriegerische Getümmel und die Unruhen der letzten Jahre kaum wesentlich verzögert wurde, lassen darauf schließen, daß auch in Ostasien die deutsche Technik sich bewährt hat. Doch das Beispiel der berliner Hochbahn lehrt uns erkennen, daß selbst die genialste technische Anlage nicht immer den finanziellen Erfolg verbürgt. Da die Shantung-Bahn etwas ganz Neues ist, wird man bei der Beurtheilung der Rentabilität von prinzipiellen Erwägungen ausgehen müssen. Ein ungünstiges Vorurtheil haben ja Kolonialbahnen stets gegen sich. Die Faktoren, von denen der Wirtschaftsertrag abhängt, sind in exotischen Ländern schwer zu berechnen. Als warnendes Exempel sehen wir die Venezuelabahn, deren Anlage, wie mir erzählt wurde, außerordentliche technische Schwierigkeiten zu überwinden hatte und die ihre Erbauer schließlich bitter enttäuscht hat. Der Europäer und Amerikaner ist an den Satz, daß Zeit Geld ist, zu sehr gewöhnt, als daß er sich vorzustellen vermöchte, der Vortheil eines Schienenweges könne irgendwo nicht sofort gewürdigt und ausgenützt werden. Wo aber unter glühender Sonne ein phlegmatisches Volk lebt und wo die thierische Zugkraft nach unserem Begriff spottbillig ist, da kann unter Umständen noch Jahrzehnte lang das Maulthier neben dem Schienenstrang seinen Weg suchen. Wird es in China anders sein? Der Chinese ist freilich intelligent und man hofft

deshalb, er werde sehr bald die Vortheile der Eisenbahn erkennen; schon wird ja erzählt, an den Ausgangspunkten der Bahn wolle man große Expeditionsgeschäfte gründen. Die Möglichkeit solcher Entwicklung soll nicht bestritten werden; zu viel aber darf man sich davon nicht versprechen. Der Chinese ist sehr konservativ, er hat alle Arbeitskräfte billig und ihm wird wahrscheinlich noch sehr lange der Jopf hinten hängen. Wenn die Thatsache, daß die Aktien der Schantung-Bahn auch in China zur Zeichnung aufgelegt werden sollen, jetzt von der Kapitalistenpresse als ein Beweis dafür angeführt wird, daß beabsichtigt sei, auch die Chinesen für die Bahn zu interessieren, so darf man diese Behauptung wohl nicht allzu wörtlich nehmen; daß man versuchen wird, die Mandarinen an der Sache zu interessieren, glaube ich gern; andere reiche Chinesen aber werden kaum geneigt sein, Aktien zu kaufen. Als man sich entschloß, die Aktien auch in China zur Zeichnung aufzuliegen, hat man wohl hauptsächlich an die in Ostasien ansässigen Europäer gedacht.

Der Bahnbau soll, nach dem Wunsch der Maßgebenden, wohl nicht als einzelnes Unternehmen beurtheilt werden; er ist, sagt man uns, die erste Etappe auf dem Wege zur Erschließung Chinas. Ueber diese Erschließung ist ja viel geschwätzt worden und noch jetzt thun viele Leute, als werde es eine Kleinigkeit sein, die Chinesen an europäische Kulturbedürfnisse zu erwidern. Der Erfolg solchen Bemühens ist einstweilen aber höchst zweifelhaft. Dabei denke ich noch nicht einmal an das sehr stark wirkende psychologische Moment einer Jahrtausende alten Gewöhnung und an den Widerstand der nationalen chinesischen Wissenschaft gegen alle westliche Bildung. Schon wirtschaftliche Momente begründen den Zweifel. Das Elend ist in China so eng zusammengepackt, daß man auf absehbare Zeit nicht hoffen kann, der Masse die Kaufkraft zu schaffen, die zur Befriedigung europäischer Kulturbedürfnisse nöthig ist. Es wäre unklug, die Rentabilität der Schantung-Bahn auf solche schwante Hoffnungen zu stützen. Man rechnet vielleicht darauf, daß an der Trace eine die Bahn ernährende Industrie entstehen wird. Deshalb wurde wohl auf die Verleihung der Bergbaukonzession Werth gelegt; denn gute Frachtgelegenheit und die Möglichkeit leichter Versorgung mit Kohle ist ein starkes Vorzeichen für industrielle Anlagen. Die Industrie, auf die man rechnet, wird in erster Linie nicht für die Befriedigung chinesischer Bedürfnisse zu sorgen haben, sondern reine Exportindustrie sein. Für die Entwicklung einer solchen Exportindustrie scheinen die Verhältnisse allerdings günstig zu liegen. Auf national chinesischer Basis würde sie sich freilich nie entwickeln. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, auf welchem Wege China dem modernen Kapitalismus erschlossen werden soll. Das wichtigste Wahrzeichen des Kapitalismus, die Kraft, die die Wirtschaft revolutionirt, ist die Maschine, die menschliche Arbeit ersetzt und die Produktionskosten herabdrückt. Wozu aber sollten die Chinesen freiwillig moderne Maschinen aufstellen, da in ihrem Land ja schon jetzt die Handarbeit nur mit dem zur dürtigsten Existenz Nöthigen bezahlt wird? Ganz anders stellt sich die Sache für den europäischen Kapitalisten. Das deutsche Kapital, zum Beispiel, ist zu Hause von Hindernissen aller Art gehemmt. Es wird von der sozialpolitischen Gesetzgebung bedrückt und die verhältnismäßig hohe Lebenshaltung der Arbeiter verbietet jede wesentliche Verringerung der Produktionskosten. Wo sie für den inneren Markt, für Reichs- oder Staatsbehörden arbeitet, wird die Industrie durch die gesteigerte Kauf- und Steuerkraft des Volkes für dieses Un-

gemach wieder entschädigt. Für den Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt aber ersehen die Kapitalisten nicht erst seit gestern eine weitere Herabdrückung des Arbeitlohnes. Längst beschäftigen gerade viele Großexporteure ausländische Arbeiter; und seit der Pachtung Kiangschou ist der Gedanke aufgetaucht, Kulis aus China zu importiren. Doch die Industriellen sind zu gescheit, um nicht zu sehen, wie rasch der Widerwille der einheimischen gegen fremde, billige und geduldige Arbeiter wächst. Ich möchte bezweifeln, ob die Regierung wagen würde, mit dem Massenimport von Kulis Ernst zu machen; sie ist wohl sehr froh, daß sie nicht, wie namentlich in Amerika, mit einer Chinesenfrage zu rechnen hat. Aber das Kapital findet stets Wege, die an sein Ziel führen. Darf der Kapitalist keine Kulis nach Deutschland bringen, so geht er selbst zu den Kulis. Er denkt gar nicht daran, China, wie es so schön heißt, zu erschließen, sondern er wird die rückständigen Wirtschaftsformen des Riesentriches für sich ausnützen. Der Kapitalismus kann in China nicht seinen Einzug als Befreier des Volkes aus alter feudaler Knechtschaft halten; denn man kann nicht unter Umgehung der wirtschaftlichen Entwicklungsgefesse in sprunghafter Willkür ohne Weiteres das moderne Leben pflanzen, wo der Boden für solchen Versuch noch lange nicht reif ist. Aber die Kapitalisten können, ausgerüstet mit der ganzen technischen Bildung ihres Jahrhunderts, nach China gehen und die Kulis zu Hundelöhnen bei der Bedienung der Maschinen beschäftigen. Solcher Kulikapitalismus könnte mit ungemein niedrigen Produktionskosten wirtschaften und hätte mehr Aussicht als sein älterer, unmodernerer Bruder, auf dem Weltmarkt über die Konkurrenten zu siegen. Vom Standpunkt des Kapitals aus könnte man diese Entwicklung vielleicht mit Freude begrüßen; vom Standpunkt der deutschen Allgemeinheit aus ist sie zu bedauern. Oder wäre es gut, wenn ein Theil unserer Exportindustrie nach China überlebete? Vorläufig hat die heimische Industrie ja noch einen gewissen Nutzen von der Vorbereitung solchen Wohnungswechsels. Allein zum Bau der Shantung-Bahn sollen Aufträge im Werth von über 50 Millionen Mark nach Deutschland vergeben worden sein. Die Ziffer klingt gut, hat aber nicht mehr dauernde Bedeutung als der Werthbetrag der Lieferungen, die Rußland zum Bau seiner Bahnen in Deutschland bestellt. Wir haben eine kurze Zeit Nutzen und später einen gefährlichen Konkurrenten mehr. Eine mit Kulilöhnen arbeitende deutsch-chinesische Industrie würde über kurz oder lang auch die Mutterindustrie bedrängen und das Niveau des deutschen Arbeitsmarktes herunderdrücken. Man könnte erwidern, England und Holland habe dieses koloniale Raubsystem nicht geübt. Erstens aber ist das Schicksal der englischen Baumwollpflanzung, die durch die große indische Anlage ruiniert worden ist, nicht mit der Gründung einer ganz modernen kapitalistischen Industrie in einem Lande wie China zu vergleichen. Und zweitens ist die wirtschaftliche Struktur Englands und Hollands anders als unsere. Beide Länder sind, wenn man so sagen darf, Rentierstaaten, die von der Verzinsung des seit langen Jahren erworbenen Geldes leben. Deutschland aber gleicht heute noch einem Geschäftsmann, der nur von den Einkünften aus seinem Gewerbe, nicht von seinen Renten leben kann. Eine Erschließung Chinas, die nur ein paar Großkapitalisten Nutzen bringt und zugleich die Tendenz hat, die Lohnhöhe für deutsche Arbeit herabzudrücken, wäre unter diesen Umständen sicher nicht mit freudigen Hoffnungen zu begrüßen. Plutus.

Notizbuch.

Der Dreihundervertrag ist wieder einmal verlängert worden. Das war zu erwarten. Weshalb den guten Bürger erschrecken, Interpellationen heraufbeschwören und den Zeitungsmachern Futter für lange Wochen hinstreuen? Viel bequemer ist und viel stolzer klingt die Verkündung: Der Kurs bleibt der alte. Werthwändig ist nur, daß es noch immer Leute giebt, die diese papierne Ruine wie eine Sehenswürdigkeit anstaunen, trotzdem sie schon in Bismarcks Memoiren gelesen haben, wie gering seit Jahren selbst der Schöpfer den Werth dieses Vertrages schätzte. 1879, als D'Israeli ihn, vom Standpunkt des britischen Politikers mit Recht, wie ein Heil verheißendes Evangelium begrüßte, hatte er einen Sinn. Rußland schien nachholen zu wollen, was es neun Jahre vorher versäumt hatte, und konnte alternen Staatsmännern, die in der Zeit des Krimkrieges sich feste Meinungen gebildet hatten, noch als eine Macht gelten, deren nächstes Ziel die Eroberung Konstantinopels sein müsse. Wurde dieses Ziel erreicht, dann waren dem Reich der Habsburg-Lothringer — wo damals die deutsche Hegemonie noch unerschütteret schien — die Balkanhoffnungen vernichtet. Und Bismarcks starker und kluger Wille konnte die Italiener in den Glauben zwingen, sie seien von Frankreich bedroht und müßten bei den Centralmächten Deckung suchen. Robus sic stantibus war die Wahl der strategischen Stellung zu loben; sie sollte die Wiederkehr der launigen Politik — Bündniß zwischen Frankreich, Rußland, Oesterreich — verhindern und den schwachen Zaren Alexander dem Dreikaiserbündniß günstiger stimmen, das der deutsche Kanzler gleich nach dem Frankfurter Frieden herbeizuführen versucht hatte. Heute sieht die Europäerwelt anders aus als vor einem Vierteljahrhundert. Rußland ist zur asiatischen Weltmacht geworden, träumt längst schon nicht mehr von der Hagia Sofia und ist mit der geräuschlosen Suzerainetät sehr zufrieden, die es über die Balkanstaaten, namentlich auch über das weisse Osmanenreich, in stiller Arbeit erworben hat. Wozu die zahmen Türken noch aus Europa treiben, da sie russischen Wünschen doch willfährig sind? Wozu überhaupt noch mit Europa rechnen, da im Erdbosten ganz andere, ungleich werthvollere Expansionen möglich geworden sind? Die Katow, Milutin, Rakow sind tot und Niemand denkt heute, wie Bismarck dachte, als er im September 1879 an Ludwig von Bayern schrieb: „Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß der Friede durch Rußland, und zwar nur durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft, bedroht sei“. Die österreichischen sind mit den russischen Balkaninteressen nicht mehr unvereinbar und Italien hat nicht den allgeringsten Grund, einen französischen Angriff zu fürchten, hat ihn erst recht nicht, seit es, nach Koburgischem Muster, die Politik der gesegneten Hymenäen treibt und via Montenegro in die Sippe der Romanows gelangt ist. Nur ein argloses Thorenemüth wird glauben, Italien werde sein Heer zum Schutz der deutschen Grenzen gegen Frankreich mobil machen; der Savoyer, der solchen Plan auszuführen versuchte, wäre am nächsten Tag um seine Krone gekommen. Bismarck hat in der ersten Hälfte der neunziger Jahre geschrieben: „Wenn die geeinte österreichisch-deutsche Macht in der Festigkeit ihres Zusammenhanges und in der Einheitlichkeit ihrer Führung eben so gesichert wäre, wie die russische und die französische, jede für sich betrachtet, es sind, so würde ich, auch ohne daß Italien der Dritte im Bunde wäre, den gleichzeitigen Angriff unserer beiden großen Nachbarreiche nicht für lebensgefährlich halten. Wenn aber in Oester-

reich antideutsche Richtungen nationaler oder konfessioneller Natur sich stärker als bisher zeigen, wenn russische Versuchungen und Anerbietungen auf dem Gebiet der orientalischen Politik, wie zur Zeit Katharinas und Josephs des Zweiten, hinzutreten, dann würde der Kampf, dessen Möglichkeit mir vorzuschwebt, ungleicher sein.“ Auch damals konnte er kaum ahnen, wie schnell die Macht der österreichischen Slaven wachsen und von Osten her der Versuch der Bundesgenossen des Deutschen Reiches nahen würde. Oesterreich kann nur gewinnen, wenn wir geschwächt, nur verlieren, wenn wir gestärkt werden: dann wären seine Deutschen — unter denen auch nur die Antiklerikalen für den Dreibund schwärmen — nicht im Reich des Doppeladlers zu halten. Und wer will der vielleicht nicht mehr allzu fernem Zeit die Prognose stellen, wo der Mann der Gräfin Uholie die Habsburgerkrone tragen wird und ein jüngerer, aktiverer Papst die Herrschaft angetreten hat? Doch nicht einmal so weit braucht man vorauszu denken. Wer die letzten Jahre nicht verschlafen hat, muß gemerkt haben, daß Italien heute mit Frankreich, Oesterreich mit Rußland intimer ist als mit dem Bundesgenossen unter der Fiedelhaube, dem sie aus Liebe nie die Hand gereicht hätten. Ueber diese Erkenntniß helfen Artigkeiten, die keinen Heller kosten, nicht hinweg. Zu Schaustellungen kann der Dreibund freilich bis zu dem Tage beansprucht werden, wo er aus dem papiernen ins wirkliche Leben treten soll. Ueber seine Bedeutung aber dürfte jetzt eigentlich kein Wacker sich noch täuschen. Bismarck selbst hat daran erinnert, daß die theoretisch sehr viel stärker verpflichtende Verfassung des Heiligen Römischen Reiches den Zusammenhalt der deutschen Nation niemals zu sichern vermochte, daß die Bindenkraft alter Verträge die Schlacht bei Königgrätz nicht gehindert hat, und warnend hinzugefügt: „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie ‚in dem Kampf ums Dasein‘ auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen Weiden zu wählen. Das ultra posso nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und eben so wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Die internationale Politik ist ein flüßiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Der Dreibund hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele Tripel- und Quadrapel-Allianzen der letzten Jahrhunderte.“ Dem Europäersyndikat, das eine Schutzwehr gegen die amerikanische Gefahr zu schaffen hätte, bringt die neue Verlängerung uns nicht um einen Schritt näher; und den Tribut, den der Capritivismus ihnen in den Handelsverträgen gewährte, werden die lieben Bundesgenossen sich wohl auch weiter gesichert haben. Doch die Menge freut sich, wenn ihrem Misjoneismus kein Opfer zugemuthet wird; und die Diplomaten haben den cauchemar des coalitions und glauben vielleicht wirklich, sie hätten für ihre Länder wieder einmal etwas geleistet, wenn sie ein funkelndes Pergament in den Aktenschrank schließen können.

Ueber Hans Merian, dem Max Klinger heute in der „Zukunft“ den Nekrolog nachruft, schreibt mir Herr Dr. Georg Böhrer, der Leiter des Leipziger Liedel-Vereins: „Wechselvolle Schicksale, Sturm und Drang hatten sein Leben bewegt. Seit Jahren aber war er wenigstens in seinen Kunstschaunungen zu der vollen Sicherheit gekommen, die seiner Kunstkritik wirkliche Bedeutung verlieh, sie zur produktiven Kritik stempelte. Da diese ein sehr seltenes Gewächs ist, müssen wir das Hinscheiden Merians als zu früh und als Verlust nicht nur für das Leipziger Kunstleben beklagen. Es war eine eigenthümliche Begabung, die ihm verliehen war und die er durch Selbstkultur erweitert hatte. Er war in bildender Kunst eben so zu Haus wie in Literatur und Musik. Als Freund Max Klingers wie als Interpreten Richards Strauß sahen wir ihn mit allem Eifer thätig. Als Musiker gehörte er zu den wenigen Wagnerianern, die Wagner wirklich erfasst haben und seiner überragenden Bedeutung dadurch gerecht werden, daß sie ihn nicht als Schablone zur mechanischen Beurtheilung alter und neuer Kunst behandeln. Ein Beispiel seiner Kunstkritik giebt das Fragment eines Aufsatzes, der in der Leipziger Volkszeitung erschien und jetzt, da Weingartners Werk den Berlinern nicht mehr fremd ist, auch in der Hauptstadt intereßiren wird. Ueber den ‚Drestes‘ sagt er da: ... ‚Bei allen Versuchen einer Wiederbelebung des antiken Theaters, von den alten Florentinern bis auf Gluck, handelte es sich immer nur um Nachahmungen der antiken Tragödie im Sinn und nach dem jeweiligen Modegeschmack der Zeit. Man wollte Eigenes bieten, man wollte es den Alten gleichthun. So bearbeiteten die Textdichter die antiken Sagenstoffe in ihrer Weise. Die alten Tragiker selbst zu Wort kommen zu lassen: daran dachte man nicht. Glaubte man doch vielfach ganz naiv, mit den neuen, modischen Werken die antiken Dichtungen in den Schatten zu stellen. Leider entwickelte sich die Oper in den drei Jahrhunderten ihres Bestehens fast ausschließlich nach der musikalischen Seite, während der dramatische Inhalt mehr und mehr verkümmerte. Gluck suchte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts diesem Verfall Einhalt zu thun, indem er wieder auf die großen antiken Sagenstoffe (Orpheus, Alceste, Iphigenie) zurückgriff und die dramatische Handlung in der Oper wieder zu Ehren brachte. Auch ihm schwebte die antike Tragödie als erhabenes Vorbild vor. Im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Ausgrabungen, fehlte es endlich auch nicht an Versuchen, die antiken Tragiker direkt auf die Bühne zu bringen. Da die antike Musik nicht wieder zu erlangen war, so sollte die moderne Tonkunst den Werken ihre Unterstützung leihen. Zu den berühmtesten dieser Arbeiten gehören die Kompositionen Mendelssohns zur ‚Antigone‘ und zum ‚Oedipus auf Kolonos‘ des Sophokles. Doch klappt darin ein tiefer Zwiespalt zwischen dem Geist der antiken Tragödie und der modernen Musik, die nicht einmal formell dem scharfgegliederten antiken Strophenbau der Chorgesänge gerecht zu werden vermag. Vom wirklichen Charakter der antiken Musik kennen wir jetzt genug, um zu wissen, daß ihre Wiederbelebung heute unmöglich wäre und daß diese Art Musik, wenn sie sich wirklich noch einmal praktisch vorführen ließe, auf uns keinen oder höchstens einen sehr unangenehmen Eindruck machen würde.

Einen ganz anderen Weg beschritt Richard Wagner, als er daran ging, die Oper zu reformiren. Er wollte nicht die antike Tragödie wieder herstellen, denn er sah ein, daß diese in unserem Sinn vollständig unmusikalischer Natur ist; sondern er wollte ein neues Musikdrama schaffen, das sich dem musikalischen Drama des Alterthumes an die Seite stellen könne, ein Musikdrama, das für uns und das Selbe sei

wie einstmal für die Griechen die Chortragoedie. Wie die alten Tragiker auf die Götter- und Heldemythen ihres Volkes, so griff er auf den Sagenstoff seines eigenen Völkers zurück und schuf damit selbstständig eine neue, aus dem Geiste der modernen Zeit heraus geborene musikalische Tragoedie. Denn er war nicht nur ein großer Musiker, sondern auch ein großer Dichter, der die ihm von der Sage überlieferten Stoffe dichterisch und dramatisch zu meistern verstand. Zugleich schenkte er in seinen Werken der Oper einen neuen Stil, der Wort und Ton als gleichberechtigt vereinigte und der daher der Musik und dem Drama in gleicher Weise gerecht wurde. Er schuf aus der Oper — einer Mischgattung — das einheitliche Kunstwerk des wirklichen Musikdramas. Dieser neue Stil gestattet nun, alle dramatischen Stoffe auf die Opernbühne zu bringen, ohne daß sie deshalb in ihren dramatischen Eigenschaften Einbuße erleiden, ohne daß sie auf dramatische Charakteristik und Folgerichtigkeit zu Gunsten eines zu sippig wiedernden musikalischen Schmuckes zum Theil verzichten müssen, wie es in der alten Oper der Fall war. Unter dem Einfluß dieser Reaktion hat sich auch Felix Weingartner dem Alterthum zugewandt... Friedrich Nietzsche hat Wagner's Musikdrama als die Wiedergeburt der antiken Tragoedie aus dem Geiste der Musik gefeiert; und er hat damit Recht gehabt, denn Wagner hat mit seinem Musikdramen thatsächlich etwas der antiken Tragoedie Analoges geschaffen. Der Versuch, eine solche antike Tragoedie selbst in enger Anlehnung an die alte Dichtung mit den reichen Darstellungsmitteln des modernen Musikdramas auf der Bühne wieder aufleben zu lassen, mußte verlockend erscheinen. Weingartner hat diesen Versuch gemacht. Was an der Aufführung seiner Orestea völlig klar wurde — und Das ist vielleicht das interessanteste und fruchtbarste Ergebniß des Experimentes —, ist die völlig unmusikalische Natur der antiken Tragoedienstoffe, sobald wir sie in einer der Urgehalt möglichst nahekommenen Bearbeitung auf die Bühne bringen; denn die Quelle unjener Musik, das ganze Gefühlsleben, das sentimentale Element, fehlt diesen Dichtungen völlig. Die Komponisten, die diese antiken Stoffe erfolgreich behandelten, mußten den klassischen Figuren stets modern sentimentale Gefühle unterlegen und andichten, wenn sie sie für die musikalische Behandlung brauchbar machen wollten. Glück schildert in seiner aulibischen Iphigenie den Konflikt zwischen der Vaterliebe Agamemnons und seiner Pflicht, die Tochter zu opfern. In der Orestea finden wir solche Konflikte nicht. Stupeflos erschlägt Klytännestra den Gatten; fast gefühllos, ohne auch nur einen Augenblick mit der Kindesliebe in Konflikt zu gerathen, tötet Orest seine Mutter. Was soll ein Musiker mit solchem Stoff anfangen? Er müßte ihn umbichten — wie ja auch ein Goethe seine Iphigenie ins Moderne umbichten mußte — oder er muß sich darauf beschränken, Dekorationsmusik zu schreiben. Natürlich könnte sich an eine Umbichtung dieses Stoffes nur ein großer Dichter wagen. Nur ein solcher kann mit einem Mischlos erfolgreich in die Schranken treten. Weingartner hat davon weise Abstand genommen und sich auf die Dekorationsmusik beschränkt. Diese Musik ist — es muß ausgesprochen werden — dürr und dürftig ausgefallen. Ein Beherrscher des modernen Orchesters vom Schlage Weingartners weiß allerhand koloristische Effekte anzubringen und den Hörer durch Instrumentationkünste zu blenden. Aber die Erfindung will nicht fließen und kann nicht fließen; denn wo die menschlichen Gefühle fehlen: was soll da der Komponist schildern? Auch ein Orchesterer als Weingartner wäre an dieser Ausgabe gescheitert. Die Motive selbst sind dürr; einzelne, wie das — ursprünglich aus der Wolfschlucht stammende

und über den Lohengrin (Ortrudsgene) in die Orestea gelangte — quietisierende Erinnerungstun, wirken fast humoristisch.' Dieses Fragment kann erkennen lehren, mit welchem Ernst und in welcher starken Rüstung Merian an seine kritische Pflicht ging; auch der Musiker muß deshalb den frühen Tod des tüchtigen Mannes beklagen."

Aus Neustadt schreibt mir Herr Treutler, der Leiter des Pfälzischen Couriers:

„Sie haben gehört, daß Prinz Ludwig von Bayern neulich ein paar Stunden mit dem Großherzog von Baden in Mannheim zusammen war, von da nach dem rheinpfälzischen Ludwigshafen zurückkehrte und am Abend loyalen Staatsbürgern bei einer Serenade eine Rede hielt, in der er gesagt haben soll: ‚Ich komme soeben von einem schönen fleischigen Erbe, das man uns vor hundert Jahren gewaltsam entzogen hat‘. Die Worte sind dementirt worden, werden aber geglaubt, trotzdem sie dem hohen Herrn, dessen Gast der Prinz eben erst gewesen war, nicht gerade angenehm klingen können. Prinz Ludwig spricht gern und, vielleicht weil die Konkurrenz so groß ist, manchmal recht viel. Nicht in schwungvollen Tiraden, sondern einfach, schmecklos, oft recht mäßig stilisirt, mit starkem Dialekt, aber deutlich, nachdrücklich. Wie der ganze Mann, so ist auch seine Rede. Mit breiten Beinen steht er da, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den nun schon ergrauten Kopf mit dem wenig gepflegten Haupt- und Barthaar steif auf dem fleischigen Nacken zwischen starken und hängenden Schultern. Man merkt: der Mann da hält fest an seinem Platz, weicht nicht und wankt nicht, am Wenigsten da, wo er sich in seinem guten Recht dünkt. Ein zäher Bayer. Den will er auch immer betont wissen. Wie seinen Vetter, den schwärmerischen Ludwig, ehrt man ihn nur ‚in seinen Landesfarben‘. Mit scharfer Markirung pflanzt er überall und immer bei seinem öffentlichen Auftreten die weiß-blauen Rauten vor sich und sorgt, daß Keiner vor, sondern nur neben seinem Wappenschild zu stehen komme. Das nahm man ihm da und dort schon gründlich übel; und besonders im Norden ist Prinz Ludwig keine beliebte Gestalt. Da gilt er als Ultra-Partikularist. Das ist er auch; oder, besser gesagt: wurde er. Die Verhältnisse brachten so mit sich. Früher hörte man wenig von ihm. Er ging mehr in der Stille seinen Liebhabereien nach, die er aber bei Leibe nicht etwa als ‚fürstliche Spielereien‘ aufgefaßt haben will. Da könnte er unangenehm werden, hat er einmal gesagt. Heute wirkt er auf öffentlichem Markt. Die Kanalisierung von Donau und Main beschäftigt ihn. Daneben will er — selbst Pferde- und Rindviehzüchter — der Landwirthschaft auf die Beine helfen. Seine Anschauungen harmoniren nicht immer mit denen der Fachleute, aber man weiß wenigstens, daß sie den Tag überbauern und morgen nicht anderen Einflüssen geopfert werden. Wie Prinz Ludwig heute ist, war er immer. Der bayerische Generalstöck sieht ihm genau so salopp, wie ihm der des jungen Melbroschiers im Stab seines Vaters von anno 1866 sah. Das selbe blizblaue Tuch, nur etwas mehr Aufpuß an Goldstickerei und Frangschnüren und die Aenderung im Schnitt, die als Konzession an das uniforme Reichsmodell unerlässlich war. Ganz ähnlich siehts mit den Empfindungen des hohen Herrn aus. Im tiefsten Grunde seines Herzens ist er Kernbayer und felsenfest überzeugt, daß nur mit der wohlkonservirten Eigenart der Stämme die Stabilität der deutschen Einheit verbürgt ist. Seinen Großvater, Ludwig den Ersten, citirt er bei jeder passenden Gelegenheit als Träger ‚deutscher Einheitsbestrebungen‘. Dem Kaiser giebt er, was des Kaisers ist nach der Verfassung, aber keinen Deut mehr. Daß er nach und nach den Partikularisten hervorkehrte, hat seinen

Grund. Der alte Kaiser sah den graben, dabei etwas knorrigen mittelsbacher Sproß gern. Und als in Ludwigs Herzen die Wunden von anno 66 mählich vernarben, blickte er mit aufrechter Verehrung zu dem Primus inter pares auf. Beide hatten manche Züge gemeinsam, vor Allem die Einfachheit der persönlichen Lebenshaltung, die sich beim Prinzen bis auf Kalbschagan und Weiskwürste ausdehnt, und eine große Sparsamkeit. Allem Prunk, jeder Art sjenischer Kunst und Pose waren Beide gleich abgeneigt. So störte Keiner des Anderen Kreise, zumal der alte Wilhelm vorzüglich verstand, dem eigenen Takt und seines Kanzlers Rath folgend, dafür zu sorgen, daß die weit gespannten Flügel des Hokersnaars mit ihrem Schlag die Luft im Lande der Verbündeten nicht wirbelnd in Bewegung setzten. Jetzt ist Vieles anders geworden. Wie Vieles, braucht hier nicht mehr gesagt zu werden. In Süddeutschland ist man nach und nach recht unruhig geworden. Und da darf man sich im Norden nicht wundern, wenn man bei uns den Prinzen Ludwig gern dann und wann einmal in Ausfallstellung sieht. Man freut sich darüber, daß ein Prinz mitunter der im Volke angesammelten Spannung ein Ventil öffnet. Mag sein, daß der fürstliche Redner davon unterrichtet ist und deshalb manchmal im löblichen Eifer etwas lauter, als unbedingt nöthig wäre, sein 'Die guet Wittelsbach allemweg' über den Main ruft; aber schaden kann es sicher nicht, wenn man in Berlin von Zeit zu Zeit daran erinnert wird, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen. Die jüngsten Tage brachten der Reden gar viele und nur wenige vermögen vor der Geschichte strengem Richterstuhl zu bestehen. Da geht die des Prinzen Ludwig von dem 'gewaltsam ent-rissenen Flecken Erde' mit in den Kauf. In der badischen Residenz soll sie verstimmt haben. Möglich. Aber man sollte dort auch bedenken, daß von Berlin aus via Karls-ruhe und umgekehrt im Lauf der letzten zwölf Jahre Allerlei geschah, was in München sehr mit Recht mißliebig empfunden wurde. Uebrigens ist man auch in anderen Theilen Süddeutschlands verstimmt. Natürlich durch den Gang der Politik. Nicht die einzelnen Maßnahmen, die heute Diesem und morgen Jenem mißfallen, sind es, die dauernd Unbehagen wecken: es ist der flackernde Geist, das unstete Wesen, die aus der Summe aller Handlungen sprechen. Keine Partei, keine Klasse fühlt sich sicher, weil keine auf beständiges Wetter rechnen kann. Man weiß wohl, von wannen der Wind kommt, aber nicht, wohin er fährt. Von Tag zu Tag springt er auch noch um. Das macht nervös, überlaunig; denn man merkt, daß man sich nicht auf Bestimmtes einzurichten kann. Noch ein Anderes tritt für den Süden schärfer als für den Norden in die Erscheinung. Wir spüren die Wirkung, sind aber zu weit entfernt von der Centrale der Ursache, um Beide leicht und schnell mit einander in logische Verbindung bringen zu können. Damit kommt ein unheimliches Moment in unser Empfinden, das die Masse nicht zu fassen, sich nicht zu erklären weiß. Es ist die Tyrcude am Reich gedämpft und hat einen Stich ins Elegische. Dem Süddeutschen ist des Kaisers Wesen fremd. Er hat keinen Maßstab dafür an seinen eigenen Fürsten. Die sind Alle ganz anders geartet. Da ist der alte Luitpold, ein gar bedachtsamer, oft gut beratener Regent, der sich niemals persönlich engagirt und exponirt, nicht mehr und nicht weniger öffentlich spricht, als ihm unbedingt geboten scheint, der genau weiß, was er will, und konsequent danach handelt, in seiner stillen, allen rauschenden Festen und höfischem Ceremoniell abholden Art. Dann der König von Württemberg, der keinerlei eigene Initiative nach außen hin zeigt und sich nur mit 'ministeriellen Bekleidungsstücken' bei Haupt- und Staatsaktionen sehen läßt. Großherzog Friedrich

geht in dem gemessenen Schritt, den Alter und Erfahrung mit sich bringt, seinen Weg, und wenn er je einmal eine sähle Wendung macht, so merkt und weiß man genau, daß ‚Berlin‘ den Anstoß gab. Der junge Hessenherzog lebt schlicht und recht seinem Beruf; die freie Zeit widmet er der Pflege seiner englischen und russischen Verwandtschaft und künstlerischen Liebhabereien, namentlich den Gesang, wobei er sich freut, in intimem Kreis seinen angenehmen klingenden lyrischen Tenor hören lassen zu können. So weit es sich um die Fürsten handelt, führen wir also ein fast idyllisches Dasein ohne überraschende Erschütterungen. Wenn aber der Kaiser auf die Szene tritt, weiterleuchtet's nur so über die Lande hin. Im Anfang weckte Das Staunen. Sprachlos stand man vor der neuen Erscheinung. Man mühte sich redlich, sie zu verstehen, sich einzuleben in den veränderten und veränderlichen Kurs. Wo es nicht ging, legte man die Erklärung, wohl auch Entschuldigung in die drei Worte: Der junge Herr! Nirgends zeigte sich böser Wille oder herbe Kritik. Selbst Bismarck's Entlassung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam, wirkte mehr schmerzlich als verbitternd. Den dritten Kaiser umhegte schirmend die Gloriole der beiden ersten. Wähhlich jedoch änderte sich die Situation. Mehr und mehr schwand die vom ersten Wilhelm und seinem Kanzler uns überkommene Anschauung von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der verantwortlichen Rathgeber; heutzutage läßt sich der gemeine Mann die Ueberzeugung nicht ausreden, Alles in der Politik, ob gut oder schlimm nach seiner Meinung, komme vom Kaiser, der allein die Reichsgeschäfte leite. Ob diese Stimmung dem monarchischen Gedanken und dem Reich nützlich ist? Ich glaube, die Frage wird in Nord und Süd nicht sehr verschieden beantwortet werden.“

In Krefeld soll der Kaiser die Ehrenjungfern, die ihn empfangen, gefragt haben, ob sie auch fleißig mit hübschen Lieutenants tanzten. Eine der Polben, hieß es, habe sich ein Herz gefaßt und geseufzt: Ach, Majestät, hier giebt's keine Lieutenants; und der Kaiser habe erwidert, diesem Mangel werde er abhelfen. Ein paar Tage danach brachte eine Depesche des Kriegsherrn denn auch den Befehl, die düßeldorfer Husaren nach Krefeld zu leaen. Unerhört, sagen empörte Tribunen, daß ein Festtagseinsfall über die Garnison deutscher Soldaten entscheide. Unsinn, antworten die Offiziosen; der Garnisonwechsel war schon verfügt, ehe der Kaiser nach Krefeld kam. Wlauben wir nicht, großen die Empörten; wartet nur: das Regiment braucht in Krefeld eine Kaserne und das Geld für diesen Bau wird der Reichstag verweigern. Warten wirs ab, rufen die Offiziosen zurück. Ihr Gleichmuth ist sehr berechtigt. Von der hüzigen Empörung wird nichts mehr zu spüren sein, wenn im Reichstag die Debatten über den Militäretat beginnen; Richter wird über die Ballhusaren einen guten Witz machen, vielleicht fogar zwei, Bebel wird toben, die Lage des Tiberius seien wieder-gekehrt, — und das Geld wird, spätestens in der zweiten Lesung, bewilligt werden. Die Sache ist auch kaum der Rede werth; wir haben andere Dinge erlebt. Freilich: das reiche Krefeld braucht die Husaren nur als Ballsaalparadetruppe; einer armen Stadt des preußischen Ostens könnten sie mehr sein als ein Trost tanzlustiger Jüngferlein.

„Ich sehe in diesem Kongreß einen wichtigen Meilenstein auf dem Wege der Entwicklung der Schifffahrt.“ Also sprach bei der Eröffnung des Schifffahrtkongresses der Kronprinz von Preußen. Er wird uns gewiß bald auch Marksteine zeigen.